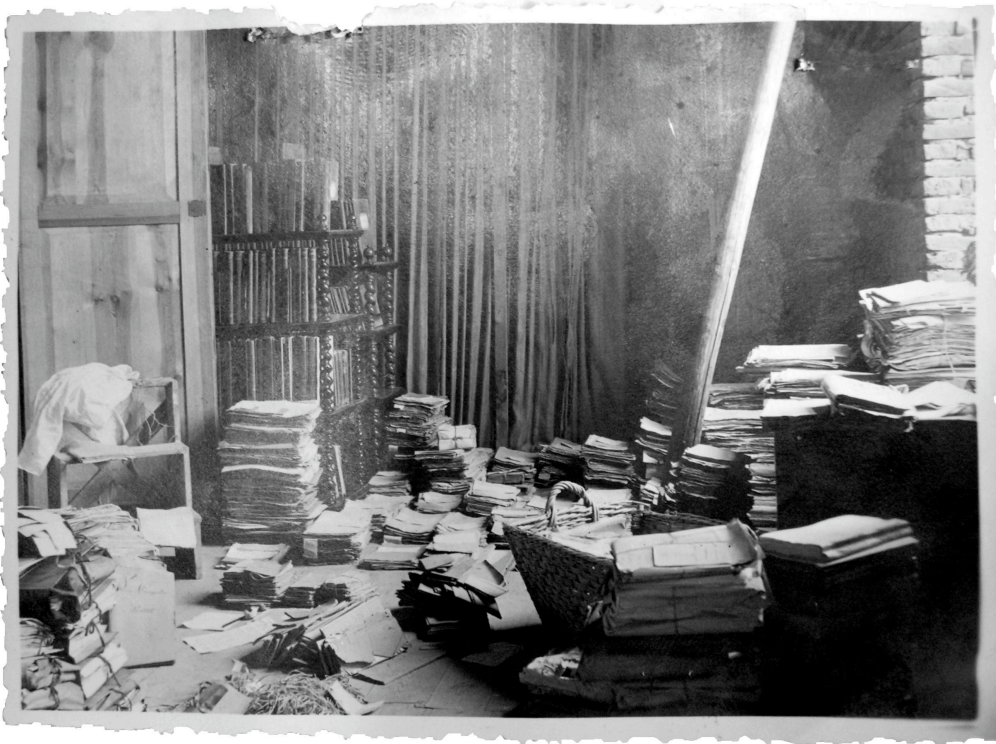


»...wie ein nicht zu Ende gesprochener Satz«.



*Die Briefe
Marion Dönhoffs an Edgar Salin
1931-1946*

»...WIE EIN NICHT ZU ENDE GESPROCHENER SATZ«.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	4
Editorische Notiz	15
Briefe: Marion Dönhoff an Edgar Salin 1931-1942	17
Anhang: Transkriptionen	41
Bibliographie	60
Quellen	60
Literatur	61

EINLEITUNG

»Ja, wie oft habe ich mir schon vorgeworfen, daß wir (d.h.: ich) die Basler Zeit nicht genügend nutzten. Nie haben wir zusammen Shakespeare gelesen – und wie oft hatten wir es vor!«¹ Als Marion Dönhoff Anfang 1936 diese Sätze an ihren Basler Doktorvater, den Nationalökonom Edgar Salin, schrieb, war ihre »geschäftliche« Beziehung schon seit etwa einem Jahr beendet, ihre Dissertation mit dem Titel »*Entstehung und Bewirtschaftung eines ostdeutschen Grossbetriebes: Die Friedrichsteiner Güter von der Ordenszeit bis zur Bauernbefreiung*« war ein Jahr zuvor in Königsberg gedruckt worden. Der Briefwechsel zwischen der jungen Gräfin und dem Professor reisst damit jedoch nicht ab, und er wird es auch nicht bis zum Tode Salins im Jahre 1974. Zu dem, was Edgar Salin und seine umtriebige Studentin beschäftigte, gehörte nicht nur die Wissenschaft von der Nationalökonomie, die ihnen beiden wohl gelegentlich mehr oder minder trocken erschien, sondern noch vieles mehr. Die Zeit, die sie in Basel verbrachte, erschien ihr selbst, während sich die Welt in den nächsten zehn Jahren nach dem Abschluss ihrer Doktorarbeit zunehmend verfinsterte, als die berühmte Ruhe vor dem Sturm, als eine Zeit, an die sie immer wieder voller Wehmut zurückdachte und die »einen an Gemeinsames – auch wenn es längst vergangen und zerronnen ist – erinnert«², wie sie im Dezember 1944 nach Basel schreibt, zu einem Zeitpunkt, als sie wohl meint, es könne nicht mehr schlimmer kommen, und doch mit allem rechnete. Die enge Bekanntschaft zu Edgar Salin, zu der es im Laufe ihres Doktorats gekommen ist, vermochte es, eine »Flamme« in ihr zu entzünden, von der sie noch lange zehrte.

Bedauerlicherweise können wir von diesem Gespräch – abgesehen von dem einen oder anderen Echo in den Antworten – immer nur die eine Stimme hören, die der Gräfin.

¹ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 2.2.1936, UB Basel, NL 114, Fa 2031. Dieser Brief ist nicht in der Edition aufgenommen worden.

² Marion Dönhoff an Edgar Salin, 4.12.1944, UB Basel, NL 114, Fa 2053.

Der erste, mir bekannte Brief Edgar Salins an Marion Dönhoff ist auf den 2. 12. 1945 datiert, sodass für den gesamten Zeitraum vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs und vor ihrer Flucht aus Ostpreussen leider kein eigentlicher Brief-Wechsel präsentiert werden kann. Der Grund für das Fehlen der Briefe aus der Zeit vor 1945 liegt wohl darin, dass sie Marion Dönhoff bei ihrer Flucht aus Ostpreussen nicht retten konnte und sie sozusagen zusammen mit Friedrichstein verloren gingen; möglicherweise hat Marion Dönhoff die Briefe aber auch selbst vernichtet. Es ist aber nicht auszuschliessen, dass sich zumindest einige von ihnen noch im Nachlass der Gräfin befinden und vielleicht eines Tages auftauchen.

Nichtsdestotrotz – die Briefe Marion Dönhoffs sind ein ebenso faszinierendes wie berührendes Dokument aus einer Welt, die es so nicht mehr gibt: Friedrichstein und Ostpreussen, von wo sie abgesandt wurden, existieren beide nicht mehr, ein verschwundenes Schloss in einem verschwundenen Land. Umso mehr sind die Briefe ein aufschlussreiches Zeugnis für Leben und Denken der Gräfin, noch bevor sie bei der ZEIT arbeitete und zu einer der bedeutendsten Publizistinnen der Nachkriegszeit wurde. Sie geben auf beeindruckende Weise Einblick nicht nur in das Auf und Ab während ihrer Arbeit an der Dissertation, ihre Liebe zur ostpreussischen Landschaft und die zu einem freien und ungezwungenen Leben; sie zeigen darüber hinaus auch den wachen und aufmerksamen Geist Marion Dönhoffs, der sehr fein die seismischen Aktivitäten der Zeit registriert und Stellung zu ihnen bezieht. Wir merken etwas davon, dass sich in dem Briefwechsel, wie er einst geführt wurde – und den wir leider nur als Torso betrachten können –, zwei in vielerlei Hinsicht aussergewöhnliche Menschen begegneten.

Edgar Salin wurde am 10. Februar 1892 in Frankfurt am Main als ältestes von drei Kindern jüdischer Eltern geboren. Sein Vater, Alfred Salin, war Fabrikant und Miteigentümer der Nackenheimer Kapselabrik, die Mutter, Paula Salin, geborene Schiff, entstammte einer Finanziers- und Gelehrtenfamilie. Das erste erhaltene Manuskript schrieb Salin im Alter von 15 Jahren, und zwar gravitatisch betitelt mit *Der »Daimon« bei Epiktet und Marc Aurel*.³ Die Abiturrede, *Über die Philosophie, die, nach Marc Aurel, dem Leben Ruhe bringt*⁴, hielt er auf Altgriechisch. Zunächst studierte Salin in Heidelberg, um dann nach München und für ein Semester nach Berlin zu wechseln, wo er Vorlesungen bei

³ Edgar Salin, *Der »Daimon« bei Epiktet und Marc Aurel*, UB Basel, NL 114, B 296.

⁴ Edgar Salin, *Über die Philosophie, die, nach Marc Aurel, dem Leben Ruhe bringt*, UB Basel, NL 114, B 300.

Georg Simmel, Ulrich von Willamowitz-Moellendorff und Heinrich Wölfflin hörte. Sein Studium schloss er im Alter von 22 Jahren nach 7 Semestern in Heidelberg bei Alfred Weber, dem jüngeren Bruder Max Webers, mit einer Dissertation über das Thema *Goldwäscherei und Goldbergbau am Klondike und in Alaska* ab.⁵

Während dieser zweiten Heidelberger Zeit suchte er den Kontakt zu Lehrern wie Eberhard Gothein, Friedrich Gundolf und Arthur Salz. Diese gehörten alle zum Umfeld des George-Kreises, ein sich als geistige Elite verstehender Bund auserwählter junger Männer, Dichter und Denker, die sich um die Jahrhundertwende um den Dichter Stefan George (1868-1933) bildete. 1912 endlich kam es durch Vermittlung Karl Wolfskehls in München zu einem ersten Kontakt, und im Jahr darauf, diesmal durch Vermittlung Friedrich Gundolfs, zur ersten Begegnung mit George.⁶ In der gehoben-feierlichen Sprache seines Erinnerungs- und Bekenntnisbuches *Um Stefan George* hat Salin festgehalten, wie es ihm beim ersten Anblick des »Meisters« gewesen sei:

Der Betrachter stand erstarrt, auf den Fleck gebannt. Ein Hauch einer höheren Welt hatte ihn gestreift. [...] War es ein Mensch gewesen, der durch die Menge schritt? [...] War es ein Gott, der das Gewühl zerteilt hatte und leichtfüßig zu anderen Gestaden enteilt war?⁷

Neben dem Kontakt zum Dichter ergaben sich auch noch weitere Bekanntschaften und Freundschaften zu Mitgliedern des Kreises, so etwa zum Hölderlin-Editor Norbert von Hellingrath, der jedoch im Ersten Weltkrieg fiel.⁸ Salin selbst leistete als Kriegsfreiwilliger Dienst bei den Ulanen, d.h. bei der Kavallerie; 1918 wurde er schwer verletzt. Über die Verunsicherungen nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und seiner Gesellschaftsordnung half ihm die identitätsstiftende Zugehörigkeit zum Kreis hinweg und liess bei dem jungen Gelehrten ein Sendungsbewusstsein heranwachsen.⁹

1920 habilitierte sich Salin mit der Arbeit *Platon und die griechische Utopie*. Das Manuskript hatte er George vorgelesen, um es von dem fordernden und autoritären »Meister« absegnen zu lassen.¹⁰ Von George hatte der junge Wissenschaftler auch den Auf-

⁵ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 72.

⁶ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 72.

⁷ Salin, *Um Stefan George*, S. 11.

⁸ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 73.

⁹ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 74.

¹⁰ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 74.

trag, Ausschau nach neuen Mitgliedern für den Kreis zu halten. So gelangten über seine Vermittlung unter anderem Percy Gothein und Ernst Kantorowicz ins Umfeld des Kreises. Jedoch endete schon 1921 Salins Zeit um Stefan George. Der Meister, der schon 1914 keine überschwänglichen Sympathien für ihn gehabt hatte, nahm nun endgültig Abstand von ihm.¹¹

Im Juli 1924 erhielt Salin an der Universität Heidelberg eine Professur für Staatswissenschaften.¹² Seine wissenschaftliche Disziplin, die Nationalökonomie, verstand er in einem enorm umfassenden Sinne. Diesen verdankt er zum einen ganz sicher der Historischen Schule, die sich nebst mit wirtschaftswissenschaftlichen Fragen auch mit sozialen auseinandersetzt, zum andern aber auch seiner Mitgliedschaft im George-Kreis.¹³ Dabei ist Georges Wissenschaftsverständnis kein einfaches. Denn auch wenn das berühmte Apodikt des Meisters, wie es Salin selbst überliefert, »Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft«¹⁴, durchaus aus dem Zusammenhang heraus verstanden werden muss und man daraus also keine grundsätzliche Verneinung der Wissenschaft ableiten kann, so bleibt es doch unfraglich, dass für den Dichter die höchste Stufe der Erkenntnis der Kunst alleine vorbehalten blieb.¹⁵ Wie auch bei andern Mitgliedern des Kreises dürften auch bei Salin Fragen nach dem Wissenschaftsverständnis ihren Teil zur Entfremdung von George beigetragen haben. Wie auch andere, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebten, musste Salin nämlich Georges Haltung mit dem eigenen Wunsch vereinen, Wissenschaft zu betreiben. Er schloss sich aber offensichtlich trotz aller Berufung zur Wissenschaft dem Urteil Georges in einer gewissen Weise an, indem er georgianische Gedanken und Anschauungen in seine ökonomischen Theorien integrierte, wohl nicht zuletzt auch, um die Nähe zum Meister wieder zurückzugewinnen.¹⁶ Wie sehr Salin seine – freilich im privaten Gespräch geäußerte – Meinung über die Wissenschaft der Georges angepasst hatte, zeigt sich an einer kleinen Bemerkung, die Marion Dönhoff in einem Brief machte, als sie über den »unwissenschaftlichen« Plauderton« ihrer Arbeit zu ihrem Doktorvater meint:

¹¹ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 75.

¹² Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 76.

¹³ Vgl. LENGWILER, Der lange Schatten der Historischen Schule, S. 9.

¹⁴ Salin, *Um Stefan George*, S. 49.

¹⁵ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 11. Dass und wie ein Weg von George zur Wissenschaft führte, zeigt anschaulich auch der Sammelband von BÖSCHENSTEIN, u.a. (Hgg.), *Wissenschaftler im George-Kreis: Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft*.

¹⁶ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 76-77.

zu ihrem Doktorvater meint: »da Sie ja aber von der Wissenschaft doch nichts halten, macht das wohl nichts!«¹⁷

Als im Jahre 1927 Julius Landmann – Ehemann von Edith Landmann, einer der wenigen Frauen um George – einem Ruf nach Kiel folgte, nachdem er in Basel gescheitert war, wurde Edgar Salin als sein Nachfolger berufen.¹⁸ Er sollte für die nächsten dreieinhalb Jahrzehnte bis zu seiner Emeritierung 1962 die dominierende Figur der Basler Wirtschaftswissenschaften bleiben.¹⁹ Spätestens zur Zeit seiner Berufung nach Basel muss auch der Kontakt mit der Familie Dönhoff zustande gekommen sein, vermutlich aber schon früher.²⁰ Denn am 1. April 1927 schreibt Marion Dönhoffs ältester Bruder Heinrich, genannt »Heini«, an Salin, vermutlich als Antwort auf die Frage des Professors, ob seine Tochter Brigitte, die nicht bester Gesundheit war, zur Erholung nach Friedrichstein kommen könne:

Lieber Freund. –

Ich möchte Ihnen kurz sagen, wie ich mit Ihnen fühle. – Es ist ein schönes Zeichen Ihrer Freundschaft, daß es Ihr Gedanke war, sich an Marion und mich zu wenden. Marion wird Ihnen selber sagen, wie leicht und ohne alle Umstände sich ein langer Aufenthalt für Brigitte hier ermöglichen lässt.

Lassen Sie mich die Hand drücken

stets Ihr

Heinrich²¹

Mindestens bis ins Jahr 1936 machten die beiden Kinder Salins, Brigitte und Lothar, Ferienaufenthalte auf Friedrichstein.²² Jedoch sind Marion Dönhoffs Wege nach Basel keineswegs so geradlinig, wie man vielleicht meinen könnte.

Geboren war sie am 2. Dezember 1909 als jüngstes von sieben Kindern auf Schloss Friedrichstein in Ostpreussen und in eine Welt, die sie um fast sechzig Jahre überlebte. Ihren Vater, August Karl Graf Dönhoff, Mitglied des Preussischen Herrenhauses – also

¹⁷ Marion Dönhoff an Edgar Salin, undat. [1934], UB Basel, NL 114, Fa 2139.

¹⁸ Vgl. LENGWILER, *Der lange Schatten der Historischen Schule*, S. 7.

¹⁹ Vgl. LENGWILER, *Der lange Schatten der Historischen Schule*, S. 8.

²⁰ HARPPRECHT meinte hingegen, Marion Dönhoff habe Salin erst kennen gelernt, als sie sich im Wintersemester 1930/31 in Basel aufhielt, um ihren Bruder zu besuchen, der dort bei einer Bank arbeitete (vgl. HARPPRECHT, *die Gräfin*, S. 121). Das erste Zusammentreffen muss also weiter zurück verschoben werden.

²¹ Heinrich Dönhoff an Edgar Salin, 1.4.1927, UB Basel, NL 114, Fa 1986.

²² Vgl. Heinrich Dönhoff an Edgar Salin, 22.2.1936, UB Basel, NL 114, Fa 1996.

der ersten Kammer des preussischen Parlaments – starb 1920 im Alter von 75 Jahren²³, als sie noch nicht zehn Jahre alt war; ihre Mutter, Ria Dönhoff, geborene von Lepel, war Palastdame der Kaiserin.²⁴ Der Vater war, wie der Grossvater August Heinrich – der übrigens noch im 18. Jahrhundert geboren war –, in diplomatischen Diensten tätig, ihr Bruder Heinrich Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg. Nach dem Tod des Vaters war er, nach dem damaligen Gesetz noch nicht einmal volljährig, der offizielle Herr auf Friedrichstein.²⁵

Marion sollte wohl, nach Meinung der Mutter, kochen lernen und dann standesgemäss heiraten. Trotzdem ging sie aufs Gymnasium, zunächst nach Königsberg, dann nach Potsdam, wo sie als einzige Frau in der Klasse 1929 das Abitur bestand.²⁶ Danach unternahm sie unter anderem eine Reise in die USA und eine nach Ostafrika, zu der sie kurz vor Weihnachten 1930 aufbrach, um ihren Bruder Christoph zu besuchen.²⁷ Wahrscheinlich irgendwann vor ihrer Abreise muss sie ein erstes Mal in Basel gewesen sein, wohl auch um ihren Bruder zu besuchen, der zu dieser Zeit in der Stadt am Rheinknie als Vermögensverwalter der Familie Thile-Winkler arbeitete, einer der reichsten Familien Preussens, in die Ria Dönhoffs Schwester eingeheiratet hatte.²⁸ In ihrer »Zusammenstellung der gehörten Vorlesungen«, die sie ihrer Promotionsanmeldung beilegen musste, steht, dass sie sich für das Wintersemester 1930/31 an der Universität Basel bei Edgar Salin unter anderem für die Veranstaltungen »Tagesfragen der Finanzpolitik« und »Geld und Börse« eingeschrieben hat.²⁹ Die Entscheidung für ein Studium der Volkswirtschaft – oder in der damaligen Terminologie: Nationalökonomie – ergab sich aus ihrem Wunsch, sich mit etwas Konkretem zu beschäftigen, das ihr die damaligen Krisen zu verstehen erlaubte. Dass sie ihrem Bruder Heini bei der Verwaltung der Güter helfen sollte, ergab sich erst später.³⁰

²³ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 76-81 sowie Dönhoff, *Kindheit in Ostpreussen*, S. 28-41.

²⁴ Dönhoff, *Kindheit in Ostpreussen*, S. 42.

²⁵ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 87.

²⁶ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 102 u. 109.

²⁷ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 102 u. 124-130.

²⁸ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 121 u. 158.

²⁹ Vgl. StABS, Universitätsarchiv K 17, 4.

³⁰ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 121.

So nahm Marion, zurück aus Afrika, im Sommersemester 1931 das Studium in Königsberg wieder auf, um im Wintersemester nach Frankfurt zu wechseln.³¹ Aus dieser Königsberger Zeit stammt der erste überlieferte Brief der jungen Gräfin an Salin nach Basel, in dem sie Salin und seine Frau Charlotte an eine Einladung nach Friedrichstein erinnert. Ihr wirtschaftliches Interesse bekundend liefert sie Daten und Fakten zu den zunehmend prekärer werdenden Verhältnissen der Landwirtschaft. Notverordnungen und »Bankfeiertage« – Tage an denen infolge der Bankenkrise die Bankschalter geschlossen blieben – drückten auf die allgemeine Stimmung. Aber noch war Marion optimistisch, an Untergang mochte sie nicht denken und hielt fest daran, »daß das deutsche Volk moralisch und seiner menschlichen Qualität nach trotz allem noch immer auf der Höhe ist«. ³²

Und so denkt Marion Dönhoff im Jahr 1932 noch nicht daran – auch wenn Salin sie darauf angesprochen zu haben scheint –, nach Basel zu kommen, um bei ihm zu doktoreieren. Neben der Tatsache, »daß der Schweizer Dr. in Deutschland nicht vollgültig ist«, war für sie aber weitaus entscheidender, dass sie »in dieser so unerhört interessanten Zeit, die so von Aktivität und Problemen aller Art erfüllt ist«, Deutschland nicht gegen »die mir im Grunde verhaßte und satturierte [sic!] Schweiz einzutauschen« bereit war.³³ In diesen Aussagen dürften sich die Erfahrungen Edgar Salins mit der Bürgerstadt am Rhein widerspiegeln, die er Marion mitteilte. Denn ihm fiel es alles andere als leicht, sich in der Stadt seiner Universität einzuleben. Seine Art, auf Meinungen, die den seinen nicht entsprochen haben oder ihm als banausisch erschienen, provokant bis schneidend zu reagieren³⁴, brachte ihm nicht nur Wärme entgegen; es war ihm in Basel sogar derart unwohl, dass er Ende der 1930er Jahre ernsthaft in Erwägung zog, in die USA oder nach Australien auszuwandern.³⁵ Doch nach der Machtergreifung Hitlers sah die Situation ganz anders aus: An der Universität in Frankfurt

ist ein fürchterliches Durcheinander, kein Me[n]sch weiss, wann die Examenstermine sein werden, wer zurückkommt, wer prüft ect. – fest steht nur, daß ich es dumm gemacht habe, indem ich nur bei [den]

³¹ Vgl. HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 130.

³² Marion Dönhoff an Edgar Salin, 28.7.1931, UB Basel, NL 114, Fa 2000.

³³ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 22.10.1932, UB Basel, NL 114, Fa 2003-2004.

³⁴ Vgl. FÖLLMI, Edgar Salin, S. 94.

³⁵ Vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 79.

Leuten gearbeitet habe, die bestimmt fort sind, bei den zurückbleibenden nicht einmal eine Vorlesung belegt habe.³⁶

Zu jenen Professoren, die die Universität verliessen, gehörte auch Ernst Kantorowicz, den Marion – wohl über Salin und das Netzwerk des George-Kreises, zu denen sie beide sich zählten³⁷ – gut kannte und mochte. Er war Verfasser der damals berühmten Biographie des Stauferkaisers *Friedrichs des Zweiten*. Kantorowicz liess sich am 20. April 1933 – nota bene! – in einem spektakulären Schreiben an das Preussische Kulturministerium aufgrund der Repressalien, denen er wegen seiner jüdischen Herkunft ausgesetzt war, beurlauben.³⁸ Am 14. November desselben Jahres nahm er aber die Lehrtätigkeit vorübergehend wieder auf, und zwar mit der Vorlesung »*Das geheime Deutschland*«.³⁹ Dieser wohnte Marion Dönhoff bei.⁴⁰ Diese bedeutungsschwangere, sich selbst ins Geheimnis entrückende Chiffre der George-Jünger für ihren Kreis wird in Kantorowiczs Deutung gegen die Vereinnahmung des Begriffes durch andere Mitglieder des Kreises gewendet, die das »geheime« Deutschland mit dem kürzlich »erwachten« gleichsetzen wollten; er wollte dem neuen plebejischen Herrscher dieses Reiches das wahre Deutschland mit seinen wahren Kaisern und Helden entgegenhalten. Georges *Neues Reich* – so der Titel des letzten Gedichtbandes des Dichters von 1928 – sollte nicht im Dritten Reich aufgehen. Nicht zuletzt ist Kantorowiczs Rede aber auch einer der wenigen Versuche von Akademikern, die Studierenden gegen die völkischen, nationalsozialistischen Ideologien zu mobilisieren.⁴¹ Wie viele der im Hörsaal anwesenden Zuhörer Kantorowiczs doch recht hochgestimmte Rede wirklich verstanden haben, mag dahingestellt bleiben, Marion Dönhoff hat sie nachhaltig beeindruckt.⁴²

Zusammen mit ihrem Basler Doktorvater Edgar Salin hat sie den Begriff vom »geheimen Deutschland« nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgegriffen. Mit grosser Brei-

³⁶ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 13.4.1933, UB Basel, NL 114, Fa 2008.

³⁷ Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 136.

³⁸ Vgl. GRÜNEWALD, »Übt an uns mord und reicher blüht was blüht«, S. 60. Eine Version dieses »*Gesuch um Beurlaubung des o.ö. Prof. Dr. Ernst Kantorowicz für das Sommer-Semester 1933*« ist im Nachlass Edgar Salins überliefert (vgl. UB Basel, NL 114, C 34: Ernst Kantorowicz I).

³⁹ Vgl. GRÜNEWALD, »Übt an uns mord und reicher blüht was blüht«, S. 57. Ein Exemplar dieser Rede ist im Nachlass Edgar Salins überliefert (vgl. UB Basel, NL 114, C 34: Ernst Kantorowicz II); ECKHART GRÜNEWALD hat die Rede gedruckt herausgegeben (vgl. Kantorowicz, *Das geheime Deutschland*).

⁴⁰ Vgl. RAULFF, *Kreis ohne Meister*, S. 421.

⁴¹ Vgl. GRÜNEWALD, »Übt an uns mord und reicher blüht was blüht«, S. 64.

⁴² Vgl. HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 146.

tenwirkung machten sich der Professor und die frisch gebackene Journalistin ab 1946 dafür stark, dass der Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der ebenfalls zu den Jüngern Georges zählte, vor seiner Erschiessung die Worte »Es lebe das geheime Deutschland!« gerufen habe, auch wenn alle Zeugen des Ereignisses meinten, etwas anderes gehört zu haben.⁴³ Die Interpretation des 20. Juli als »Gegenrevolution« des »geheimen Deutschland« stammt von Salin selbst, der sie 1948 in einer Fachzeitschrift der akademisch interessierten Welt unterbreitete.⁴⁴ In seinem Buch *Um Stefan George* schreibt er 1954, nach mündlichem Bericht Marion Dönhoffs hätten sich die Widerstandskämpfer unter Stauffenbergs Einfluss

stets als Geheimes oder Heimliches Deutschland bezeichnet. Es wird angenommen, dass der Augenzeuge bei der Erschiessung, der ihn mit den Worten »Es lebe unser heiliges Deutschland« sterben lässt, in Unkenntnis jener geistig bedeutsamen Tatsache die wirklich gesprochenen Worte mißverstand.⁴⁵

Gewissheit werde sich wohl nie finden lassen. Doch bereits am 8. April 1946, also noch vor ihrem ersten einschlägigen Artikel in der ZEIT vom 18. Juli 1946⁴⁶, schrieb Salin an seine Gewährsfrau:

Ich habe leider Schlabrennd[orff – sic!] nicht gesehen. Er war bei Boehringer, doch konnte ich damals nicht nach G[en]f reisen. Doch las ich sein prachtvolles Msc.⁴⁷, zu dem ich fragen möchte: Offenbar sind die letzten Worte Stauffenbergs nicht ganz sicher überliefert. Im Msc. stand erst: Es lebe das freie Deutschland; dann ist frei gestrichen und durch »heilige« ersetzt. Ob es aber nicht »das geheime« hiess?? Ich möchte es sehr vermuten und wäre für genaue Nachforschung dankbar.⁴⁸

Leider scheint der Antwortbrief Marion Dönhoffs auf diese Äusserung Salins nicht mehr erhalten zu sein, sodass die Frage nach ihrer Antwort – falls sie denn überhaupt brieflich gewesen sein sollte – zumindest vorläufig offen bleiben muss. Diese wäre auch insofern interessant gewesen, weil für sie der 20. Juli eine moralische Tat des preussi-

⁴³ Das Hin und Her der Veröffentlichungen des Autorenduos Dönhoff und Salin, die diese »Georgianische« Deutung des 20. Juli 1944 schufen, ist beschrieben bei RAULFF, Kreis ohne Meister, S. 420-427.

⁴⁴ Vgl. Salin, Die Tragödie der deutschen Gegenrevolution, S. 204.

⁴⁵ Salin, *Um Stefan George*, S. 324. Zu Verhältnis Stefan Georges zu den Brüdern Stauffenberg vgl. RIEDEL, Geheimes Deutschland.

⁴⁶ Vgl. RAULFF, Kreis ohne Meister, S. 423.

⁴⁷ Dabei wird es sich um das Manuskript zu Fabian von Schlabrendorff (1907-1980) Buch *Offiziere gegen Hitler* gehandelt haben, das ebenfalls 1946 erschien.

⁴⁸ Edgar Salin an Marion Dönhoff, 8.4.1946, Dönhoff-Archiv, Crottorf, keine Signatur. Den Hinweis auf diesen Brief verdanke ich Marco Vencato.

schen Adels war. Die »Borussifizierung« des Widerstands war ihr letztlich doch wichtiger⁴⁹ als dessen »Georgianisierung«.⁵⁰ Diese preussische Welt mit ihren Werten wollte sie vom Negativbild, das durch die Zeit des Nationalsozialismus auf ihre Heimat und deren Kultur gefallen war, rehabilitieren. Sie sah in Preussen nicht nur den vor Befehlsgehorsam blind gewordenen Hort des Militarismus⁵¹, sondern in seinen Tugenden auch den Widerstand gegen Hitler begründet sowie ein Vorbild für ihr Engagement gegen eine dem blossen Materialismus anheim fallende Welt.⁵²

Wie keine andere Episode veranschaulicht diese, wie prägend die Bekanntschaft Edgar Salins für Marion Dönhoff war. Nachdem sie »der Welt mit allen Büchern, Problemen und Lockungen Salut gegeben«⁵³, sich den Stimmungsschwankungen der wissenschaftlichen Betätigung ausgesetzt – »Ein Wust von Material liegt auf meinem Tisch«, klagt sie ihrem Doktorvater, »und mich überkommt eine gähnende Müdigkeit, wenn ich es nur von weitem ansehe, und mir fehlt halt die Geduld für solche Dinge und es geht so unsagbar langsam«⁵⁴ – und ihre Arbeit fertig gestellt hatte, schrieb sie am 4. März 1935 aus San Bernardino an Edgar Salin, um ihm ihren Dank auszudrücken. Das, wofür sie ihm danken möchte, auch wenn es ihr schwer falle, »das in Sätze zu fassen, was mich bewegt, [...] ist dieses, daß ich glaube, die Spur von dem gefunden zu haben, was ich in all den Jahren gesucht habe – vielleicht ist es einstweilen nur die Spur zu dem eigenen Selbst. Vielleicht«, so meint sie dann aber und stimmt sich für einen Augenblick ganz ein auf den »georgianischen« Ton ihres Gegenübers, vielleicht »aber ist es auch mehr – vielleicht ist es das Ahnen jener ›Flamme«, die es zu suchen und festzuhalten gilt und die Erkenntnis jenes Satzes: Fehlt ihm der Mitte Gesetz – treibt er zerstiebend ins All«. Und dann, über die Basler Zeit resümierend, wird sie melancholisch, denn diese Zeit, die »so irgendwie unbemerkt zu Ende gegangen ist«, erscheint ihr manchmal » wie ein nicht zu Ende gesprochener Satz«.⁵⁵

⁴⁹ Vgl. CONZE, Aufstand des preußischen Adels, S. 494-498.

⁵⁰ Vgl. RAULFF, Kreis ohne Meister, S. 423.

⁵¹ Vgl. CONZE, Aufstand des preußischen Adels, S. 494-502.

⁵² Vgl. Dönhoff, *Zivilisiert den Kapitalismus*, S. 177-220.

⁵³ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 11.2.1934, UB Basel, NL 114, Fa 2018. Dieser Brief ist nicht in der Edition aufgenommen worden.

⁵⁴ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 1.2.1934, UB Basel, NL 114, Fa 2017. Dieser Brief ist nicht in der Edition aufgenommen worden.

⁵⁵ Marion Dönhoff an Edgar Salin, 4.3.1935, UB Basel, NL 114: Fa 2024.

Wie man diese Zeilen nun verstehen mag, ob als »eine (verhüllte) Liebeserklärung und zugleich eine Verweigerung«⁵⁶ oder »als Hinweis auf den unerfüllt gebliebenen Wunsch Marion Dönhoffs [...], vielleicht [...] in Basel zu bleiben und an der hiesigen Universität eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen«⁵⁷ – dies bleibe Sache der beiden Briefeschreibenden. Gut möglich ist, dass die Wahrheit – wie so oft – irgendwo dazwischen liegt. Das Gedicht aber, auf das Marion verweist, bedeutete ihr offenbar sehr viel. Es stammt von Stefan George, und zwar aus dem Band *Der Stern des Bundes*:

Wer je die flamme umschritt
Bleibe der flamme trabant!
Wie er auch wandert und kreist:
Wo noch ihr schein ihn erreicht
Irrt er zu weit nie vom ziel.
Nur wenn sein blick sie verlor
Eigener schimmer ihn trägt:
Fehlt ihm der mitte gesetz
Treibt er zerstiebend ins all.⁵⁸

Noch in hohem Alter vermochte sie die Verse, aufzusagen. Zugleich aber verneinte sie, mit George viel »im Sinn« gehabt zu haben, er sei ihr »zu künstlich« gewesen. Für sie war dieses Gedicht auch nicht Aufforderung, dem »Führer« treu ergeben zu sein – wie es im Laufe seiner Rezeption auch verstanden wurde –, sondern Aufruf, an ihren Idealen festzuhalten,⁵⁹ Idealen wie Toleranz und Kritik eines marktwirtschaftlichen Utilitarismus, der sich gegen die Menschen wendet.⁶⁰

Wenn Marion Dönhoff Personen wie Shakespeare und Burckhardt erwähnt und George-Gedichte anzitiert, so zeigt das auch ihre Stärke, sich auf ihr Gegenüber einzustellen und im Gespräch auf dieses einzugehen. Solche Gesprächsgegenstände verraten uns zwar viel über die gemeinsamen Berührungspunkte der Gesprächspartner, aber manchmal eben doch ein wenig mehr über das Gegenüber als über Marion Dönhoff selbst. Haug von Kuenheim und Theo Sommer schreiben in ihrer Einleitung zum Buch

⁵⁶ HARPPRECHT, *Die Gräfin*, S. 169.

⁵⁷ VENCATO, *Marion Dönhoff, die Universität Basel und Europa*, S. 50.

⁵⁸ Stefan George, *Der Stern des Bundes*, S. 84.

⁵⁹ Vgl. Dönhoff, *Was mir wichtig war*, S. 78-79.

⁶⁰ Vgl. Dönhoff, *Zivilisiert den Kapitalismus*, 17-22 u. 32-38.

mit den letzten Gesprächen mit Marion Dönhoff, sie seien der Gräfin nahe gewesen, »wennleich in aller Nähe stets ein Stück Distanz enthalten blieb (wie umgekehrt bei der Gräfin in aller Distanz, die sie anderen gegenüber wahrte, immer ein Gutteil Nähe aufblitzte: Neugier, Interesse, Teilnahme).«⁶¹ Dies, so können wir bei der Lektüre feststellen, gilt auch für diese Briefe und vielleicht ist es auch diese innere Haltung, die ihren ganz eigenen, reizvollen Ton ausmacht, der zugleich kolloquial und literarisch ist.

Die Kunst des Briefeschreibens ist die Kunst unseres Zeitalters nicht – nicht mehr, wie manche vielleicht mit Bedauern feststellen. Dauernde Erreichbarkeit und Nachrichtenaustausch mit Lichtgeschwindigkeit scheinen dem Brief als literarische Gattung alles andere als zuträglich zu sein, die Langsamkeit der Künste mag der Geschwindigkeit des Lebens nicht mehr Paroli bieten. Auch insofern sind diese Briefe ein Zeugnis einer vergangenen Epoche. Die hier gegebene Auswahl aus den Briefen Marion Dönhoffs an Edgar Salin ist dementsprechend auch bemüht, einerseits das deutlich zu machen, was die Briefeschreiberin in dieser Zeit bewegt und beschäftigt hat: die politische und wirtschaftliche Lage der Wirtschaftsdepression, ihre Beschäftigung mit der Doktorarbeit, die zunehmend bedrückender werdende Situation während dem Krieg; aber andererseits soll auch ihre Liebe zur Natur und Landschaft ihrer ostpreussischen Heimat, ihre Reise lust und ihre vielgestaltigen Interessen aus den Briefen deutlich werden.

Wer auch die späteren Briefe der Gräfin liest – etwa den unlängst edierten Briefwechsel mit Carl Jacob Burckhardt⁶² –, die aus ihrem zweiten Leben nach Verlust von Heimat und Freunden, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie auch von einem aufarbeitenden Aneignen der Gegenwart sprechen – und immer wieder den melancholischen Blick in die eigene Vergangenheit richten. Nicht zuletzt in dieser preussischen Vergangenheit, gründet sich Marion Dönhoffs Kritik der Gegenwart sowie an Kapitalismus und Materialismus.

Aus dieser Vergangenheit wurden die Briefe, die hier auf den nächsten Seiten versammelt sind, abgesendet. Das Leben ihrer Verfasserin war zu dem Zeitpunkt, zu dem sie diese Briefe schrieb, in einem gewissen Sinne tatsächlich noch »wie ein nicht zu Ende gesprochener Satz« – die zweite Hälfte sollte nach einer harten, tiefen und schmerzvollen Zäsur folgen.

⁶¹ Dönhoff, *Was mir wichtig war*, S. 8.

⁶² Vgl. Dönhoff, Burckhardt, »*Mehr als ich Dir jemals werde erzählen können*«.

EDITORISCHE NOTIZ

Die Briefe Marion Dönhoffs an Edgar Salin befinden sich im Nachlass Edgar Salins, der in der Universitätsbibliothek Basel verwahrt wird. Die hier wiedergegebenen Briefe liegen im Original allesamt handschriftlich vor; maschinenschriftliche sind erst ab der Zeit ihres Engagements bei der ZEIT anzutreffen, und auch dann ist dies ganz und gar nicht die Regel. Die meisten der im Nachlass erhalten gebliebenen Briefe tragen ein Datum, viele aber auch nicht. Diese undatierten wurden für die hier vorliegende Ausgabe ebenfalls konsultiert; die entsprechenden Exemplare zu erkennen ist aufgrund von Papier, Briefkopf, Tinte und Handschrift gut möglich. In die hier vorliegende Auswahl aufgenommen wurde indes nur einer, eine Entscheidung, die jedoch nur auf inhaltlichen Gründen beruht. Seine Position innerhalb des datierten Briefwechsels konnte über inhaltliche Bezüge relativ genau erschlossen werden.

Die Briefe Edgar Salins an Marion Dönhoff befinden sich im Nachlass der Gräfin in Privatbesitz. Der erste mir bekannte ist allerdings erst für den 2.12.1945 überliefert, sodass bis zu diesem Zeitpunkt leider kein Brief-Wechsel präsentiert werden kann. Einige späte Briefe Salins an Dönhoff sind auch als Schreibmaschinendurchschlag im Nachlass des Professors erhalten geblieben, jedoch setzt hier die – im Übrigen aus nur sechs Briefen bestehende – Folge erst am 19.7.1967 ein.⁶³ Die Briefe sind fast ausnahmslos maschinenschriftlich, nur Weniges ist in einer gut leserlichen, an Stefan George gemahnenden Handschrift geschrieben.

Aus den überlieferten Briefen Marion Dönhoffs an Edgar Salin ist eine Auswahl getroffen worden. Die Briefe werden vollständig wiedergegeben. Da die Gräfin nun aber in ihren Briefen kaum Kommata setzt und eine Edition, die nach allen Regeln philologischer Gewissenhaftigkeit erstellt würde, die literarische Qualität der Briefe unter all den durch Klammern auszuweisenden Zusätzen und Streichungen zudeckte und wohl kaum

⁶³ Vgl. UB Basel, NL 114, Fb 755-760.

zur Lektüre einlücke, habe ich mich dazu entschieden, einerseits eine Lesefassung zu erstellen, andererseits aber die genauen Transkriptionen als Referenz im Anhang beizufügen. Die Richtlinien, nach denen sich diese zeichen- und zeilengetreue Transkription richtet, sind dort ausführlich dargelegt. Für die Leseedition gilt folgendes: Offenkundige Schreib- und Interpunktionsfehler wurden stillschweigend berichtigt. Eigentümliche oder veraltete Schreibweisen wurden hingegen belassen (so schreibt Marion Dönhoff konsequent »ect.« statt »etc.« sowie »garnicht« statt »gar nicht«); dies gilt auch für problemlos verständliche Abkürzungen u.ä. Ergänzungen von mir sind hingegen in eckige Klammern [...] gesetzt. Vorgedruckte Briefköpfe u. dgl. sind *kursiv* wiedergegeben. Prinzipiell war es mein Bestreben, so wenig wie möglich zu glätten. Besonders was die Interpunktion anbelangt, war die Aufgabe nicht immer einfach und zweifelsfrei durchzuführen. Das hat zum einen mit der schon früh aufgenommenen Angewohnheit der Gräfin zu tun, weitgehend auf Kommata zu verzichten, zum andern ist es aber auch dem kolloquialen Ton geschuldet, in dem die Briefe abgefasst sind. In den Anmerkungen finden sich, wo es mir dem Verständnis des Briefinhalts zuträglich erschien und auch möglich war, Kommentare zu den genannten Personen, Werken oder Ereignissen. Die dort gebotenen Informationen sind knapp gehalten und beanspruchen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; aufgenommen wurde nur, was dem unmittelbaren Verständnis der Briefe dienlich ist.

Die Edition der Briefe ist zu einem grossen Teil aus Material entstanden, das ich zusammen mit Marco Vencato im Sommer 2009 im Zusammenhang mit den Recherchen zur Sonderausstellung »... wie ein nicht zu Ende gesprochener Satz«: *Marion Dönhoff, die Universität Basel und Europa* (Museum Kleines Klingental 20.11.-13.12.2009) sichtete und transkribierte. Diese Ausstellung fand statt im Rahmen der Tagung *Die Neubegründung der Toleranz: Marion Dönhoff, die Universität Basel und Europa* (Basel, 18.-20.11.2009), die anlässlich des 100. Geburtstags von Marion Gräfin Dönhoff veranstaltet wurde. Insofern ist der Titel dieser Arbeit als eine bewusste Reminiszenz an diesen Anlass gewählt. Den damit verbundenen Gesprächen mit Achatz von Müller, Lucas Burkart, Marco Vencato und Joachim Kersten, an denen ich teilnehmen durfte, verdanke ich viele Anregungen, die in die Einleitung eingeflossen sind. Deshalb soll für diese Arbeit gelten: *eis bona, mala mihi*.

BRIEFE

Marion Dönhoff an Edgar Salin

1931-1946

Friedrichstein
Löwenhagen, Ostpreussen
den 28. VII. 1931

Sehr geehrter Herr Professor

Ich wollte Sie daran erinnern, daß Sie versprochen haben, diesen Sommer nach Ostpreußen zu kommen.

Wir hoffen sehr, dass Sie diesen Plan noch nicht aufgegeben haben.

Mein Bruder würde sich ganz besonders freuen, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin in Ihrem wahrscheinlich sehr reichhaltigen Ferienprogramm ein paar Tage für Friedrichstein erübrigen könnten.

Eigentlich hatte ich während der Ferien ins Ausland gehen wollen, aber die Notverordnung und die sich immer noch zuspitzenden Zustände haben diesen Plan durchkreuzt, und so werde ich wahrscheinlich in Königsberg auf eine Bank gehen, um die Zeit nutzbringend anzuwenden.

Es ist nutzlos zu sagen, wie immer mehr erstklassiges Material an den hoffnungslosen Schwierigkeiten dieser Zeit zu Grunde geht, immer deprimierter wird man und allmählich böse wie ein Kettenhund. 250'000 Morgen sind im letzten Jahr hier in Ostpreußen zwangsversteigert worden, die ostpr. Landwirtschaft ist z. Zt. mit 1,4 Milliarden verschuldet, und davon läuft ungefähr die Hälfte in kurzfristigen Krediten, die mit 20% verzinst werden müssen. Bis Mitte August muss die Hälfte des Golddiskont zurückgezahlt sein, 60% aller Wechsel. Dazu kommen noch Verzugszuschläge von 120% aller Steuern, und so geht es weiter. Weiß Gott, wie das werden soll. Und doch hat das deutsche Volk eine Leidensfähigkeit, die irgendwie in der östlichen Mentalität begründet liegt und die

scheinbar kaum zu erschüttern ist, das hat wieder einmal die Ruhe gezeigt, mit der man die »Bankfeiertage«⁶⁴ seit 14 Tagen erträgt.

Aber schliesslich haben ja wohl wirtschaftliche Schwierigkeiten allein noch nie zum Untergang geführt, und daß das deutsche Volk moralisch und seiner menschlichen Qualität nach trotz allem noch immer auf der Höhe ist, das bezweifle ich eigentlich keinen Moment.

Ich will Sie jetzt aber nicht länger langweilen, sondern lieber hoffen, daß Sie im August oder wann es Ihnen geht, für ein paar gemütliche Tage herkommen werden. Ich hoffe, von Ihnen diesbezüglich zu hören und bin, mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin ganz gehorsamst zu empfehlen

Stets Ihre

Marion Dönhoff

Friedrichstein

Post Löwenhagen Ostpr.

den 22. X. 1932

Lieber und sehr verehrter Herr Professor

Darf ich Ihnen zunächst sehr herzlich danken für Ihr Telegramm und Ihren so überaus freundlichen Brief. Ehe ich Ihnen im Folgenden die Gründe zu beschreiben versuche, die mich nun doch für Frankfurt bestimmt haben, muss ich Ihnen, Herr Professor, sagen, wie unendlich leid mir der Gedanke ist, nun nicht bei Ihnen arbeiten zu können. – Ich muß sagen, daß das, was letztendlich für mich neben Frankfurt immer wieder Basel als Alternative setzte, die Erkenntnis dieser betrübenden Tatsache war.

Denn das zeitliche Moment war bei mir eigentlich wieder ganz in Vergessenheit geraten und fast schäme ich mich darüber, daß ich auf dem besten Wege war, das Tempo der Absolvierung zum Angelpunkt meines Studiums zu machen. Ich habe es bisher immer,

⁶⁴ Eine am 13. Juli 1931 von Reichspräsident von Hindenburg erlassene Verordnung ermächtigte die Reichsregierung, »Bankfeiertage« zu erklären, d.h. die Zwangsschliessung der Banken verordnen zu können, damit diese keine Auszahlungen vornehmen mussten. Dies war aufgrund des Zusammenbruchs der Darmstädter und Nationalbank nötig geworden, ein Ereignis, das das Vertrauen in die Banken tief erschütterte, eine Abhebe-Welle bei den Banken und Sparkassen und die deutsche Bankenkrise auslöste (vgl. BORN, Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert, S. 492-494).

wenigstens zum größeren Prozentsatz, als Selbstzweck betrachtet, und kann mir nur denken, dass in dieser Beziehung meine Familie einen schlechten Einfluss auf mich gehabt hat!

Die Bedenken, die Sie, Herr Professor, mir zur Erwägung gestellt haben, hätten mich an sich nicht wanken gemacht. Über die Arbeit als solche wären wir sicher zu einer Einigung gelangt, obgleich ich gestehen muss, daß mir die Freude an einer Siedlungsarbeit hier ein wenig vergangen war durch die namenlose Unobjektivität der verschiedenen Darstellungen und die Verzerrung einer so überaus wichtigen Frage in das Gebiet parteipolitischer Tendenz und wirtschaftspolitischer Schlagworte. – Und was die Basler Einsamkeit anbetrifft, so kann ich sagen, dass mir die Substitution des menschlichen Herdentriebs als notwendige und hinreichende Bedingung zur Zufriedenheit von jeher als durchaus fragwürdig erschienen ist. Und nachdem Sie mir in so freundschaftlicher Weise Ihr Haus geöffnet haben, wüsste ich wirklich nicht, woran es mir hätte fehlen sollen.

Weit mehr beeinflusst hat mich der Gedanke, in dieser so unerhört interessanten Zeit, die so von Aktivität und Problemen aller Art erfüllt ist, aus Deutschland fortzugehen und dafür, die mir im Grunde verhaßte und satturierte [sic!] Schweiz einzutauschen. –

Vielleicht sind das alles sehr wenig sachliche Erwägungen – abgesehen von der Tatsache, daß der Schweizer Dr. in Deutschland nicht vollgültig ist –, aber ich bin sicher, Herr Professor, dass Sie Verständnis für meinen Entschluss haben werden und hoffe, dass Sie mir weiterhin Ihr Wohlwollen erhalten, an dem mir so viel gelegen ist.

Wenn Sie wieder nach Frankfurt kommen, so würde es eine ganz besondere Freude für mich sein, wenn Sie es mich wissen ließen oder mich gelegentlich anriefen.

(Meine Adresse dorten selbst ist Wiesenhüttenstr. 11 b/ Herrn von Metzler.)

Indem ich bitte, Ihrer Frau Gemahlin meine Empfehlungen zu sagen, bin ich, verehrter Herr Professor,

Ihre stets dankbare

Marion Dönhoff

Friedrichstein
Post Löwenhagen Ostpr.
Telf. Löwenhagen No. 41.

den 30. VIII. 1933

Verehrter Herr Professor

Ich habe ein sehr schlechtes Gewissen, Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben, und muss um Entschuldigung bitten, daß auch die Finckensteinsche⁶⁵ Arbeit so wortlos an Sie abgegangen ist, aber es waren so viele Gäste den August über, dass ich nicht Herr über meine Zeit war, und heute, nachdem die letzten fort sind, erleichtert aufatme und erst einmal die 3 Pferde ausgiebig bewegt habe.

So weit es unter diesen Umständen möglich war, habe ich angefangen, im Archiv zu kramen, bisher mit, für meine Zwecke, keinem sehr positiven Ergebnis, was aber noch nichts heissen will. Heute werde ich richtig anfangen und freue mich schon richtig darauf, es ist so amüsan, was man dabei alles entdeckt und erfährt.

Nur bleibt man natürlich dauernd bei an sich (für mich) unwichtigen Dingen hängen, und ich kann mich nie entschließen, etwas ungelesen bei Seite zu lassen, auch wenn ich genau weiß, daß es nicht dazu gehört.

Einstweilen habe ich nur sehr witzige und interessante familiengeschichtliche Dokumente ect. gefunden und mich daran erfreut. Wenn das so weitergeht brauche ich ein halbes Jahr, nur um erst einmal bis zu dem eigentlichen Material vorzudringen.

Ich kann noch garnichts konkreter über den mutmaßlichen Umfang des notwendigen Materials sagen, habe aber den, vielleicht nur instinktiven, Eindruck, daß ich die Arbeit werde machen können – vielleicht ist hier auch nur der Wunsch der Vater des Gedankens.

Heini⁶⁶ sagte mir, daß Sie eventuell im Ende des September[s] herauf kämen – wir freuen uns beide ganz schrecklich darauf und hoffen, daß Sie diesen Plan auf alle Fälle realisieren werden. Jetzt habe ich nur eine Bitte an Sie, Herr Professor, und zwar: würde

⁶⁵ Hans Wolfram Finck von Finckenstein (1891-1962), der spätere Professor für Volkswirtschaftslehre, der ebenfalls mit Salin Kontakt hatte (vgl. UB Basel, NL 114, Fa 2703-2723b). Er dissertierte 1933 mit einer Arbeit mit dem Titel *Die Getreidewirtschaft Preussens von 1800 bis 1930*.

⁶⁶ Heinrich Graf Dönhoff (1899-1942), genannt »Heini«, ist Marion Dönhoffs Bruder. Über seinen Tod im Krieg schreibt Marion Dönhoff am 5.12.1942 an Edgar Salin.

es möglich sein, dass Sie mich möglichst sofort wissen lassen, wann ungefähr wir Sie hier erwarten können.

All meine guten Vorsätze bezüglich meiner Ferienanwendung: viel lesen, viel arbeiten ect. sind nämlich etwas ins Wanken geraten, nachdem meine Reiselust neuerliche und reichliche Anregung erfahren hat.

Kurz gesagt, die Sache ist folgende: meine Schwester ist auf einen Hirsch in Ungarn eingeladen, und da haben wir daran gedacht, eventuell, der »Kostendepression« halber, zusammen im Auto herunter zu fahren, und zwar würde das ca. 10. Sept. oder 15. vor sich gehen.

Wir wollen durch Polen fahren, und an sich denke ich es mir sehr schön, Warschau, Krakau Tchenstochau⁶⁷ und all diese Plätze, die seit langem meine Phantasie beschäftigen, ein Mal wirklich zu sehen. Ganz sicher ist dies alles noch nicht, was ich aber zunächst und vor allen Dingen gern wüßte, ist aber, ob es möglich sein wird, daß Sie, Herr Professor, im September herauf kommen und wann das sein wird, weil ich danach meine Pläne machen möchte.

Wenn es nicht zu unbescheiden ist, wäre ich sehr dankbar, wenn ich möglichst bald auf eine Antwort von Ihnen rechnen könnte, weil von meinen Entschlüssen wiederum die Pläne meiner Schwester abhängen.

Heini ist nach Berlin gefahren, hat mir aber eine Empfehlung an Sie aufgetragen, mit den herzlichsten und aufrichtigsten Grüßen an Ihre Frau

bin ich Ihre

Marion Dönhoff

Friedrichstein

Post Löwenhagen Ostpr.

Telefon Löwenhagen Nr. 1 u. 41

den 18. Sept. 1933

⁶⁷ Tschenstochau (poln. Cz \square stochowa) ist ein bekannter polnischer Marienwallfahrtsort.

Verehrter Herr Professor

Ich vergass ganz, die Garderoben-Frage zu beantworten: das einzig wirklich Wichtige sind dicke Stiefel und sehr warme Sachen – ansonsten ist nötig dunkler Anzug ect.

Frack ist ein Möbel, das man hier zulande fast nur noch aus den Erzählungen der Altvorderen kennt, und auch der Smoking wäre eine unnütze Belastung für Sie.

Wir freuen uns alle sehr auf Sie und erwarten Sie also nach dem 27.

Mit sehr herzlichen Grüßen

stets Ihre

Marion Dönhoff

Friedrichstein

Post Löwenhagen Ostpr.

Telefon Löwenhagen Nr. 1 u. 41

den Oktober 1933⁶⁸

Verehrter Professor

Ich stehe unendlich tief in Ihrer Schuld – das Bücherpaket ist angekommen und Ihr Brief, für den ich sehr herzlich danke. Ich bin sehr gerührt und dankbar dafür, daß Sie mir die Bücher für den Winter leihen, und werde sie wie meinen Augapfel hüten und über ihrem Wohlergehen wachen. Ganz besonders gefreut habe ich mich über Wirtschaft und Staat⁶⁹ und finde es zu nett, dass Sie es mir gegeben haben.

⁶⁸ Das genaue Datum wurde in den dafür freigelassenen Raum nicht eingetragen.

⁶⁹ Edgar Salin, Wirtschaft und Staat: Drei Schriften zur deutschen Weltlage, Berlin 1932. In der Schweiz wurde das Werk weniger gut aufgenommen; Salin wurde als Anti-Demokrat beschimpft. Die *National Zeitung*, Basel, brachte am 8. 4. 1932 einen entsprechenden Leitartikel mit dem Titel »Demokratie als Pseudoreligion?«.

Wie sehr ich mich gefreut habe, werden Sie kaum ermessen können. –

Meine Arbeit schreitet fort, jedes weitere Attribut nach der positiven Seite wäre übertrieben, denn ich bin immer noch nicht so weit, wie ich schon vor 8 Tg. sein wollte, aber ich rechne damit, nächste Woche das Archiv fertig zu haben. Nachdem ich, zu meinem nicht geringen Entsetzen, noch einen großen Schrank und eine überlebensgrosse Truhe – beide bis an den Rand gefüllt – entdeckt habe, bin ich nunmehr am einräumen, registrieren und Anhänger schreiben. Einige sehr interessante Sachen sind dabei noch zu Tage gekommen und haben natürlich das ihrige dazu getan, den Betrieb aufzuhalten: ein politisches Tagebuch aus Paris und Versailles während der Jahre 1756-1790 von jemanden geschrieben, der scheinbar dem Hof sehr nahe gestanden hat. Über die Provenience dieser Blätter habe ich leider nichts feststellen können, nur, dass sie jedenfalls von einem Franzosen, vielleicht einem Emigranten, stammen. Ferner sehr viele Sachen aus der Zeit von 1806/07 und 1813, alles historisch sehr interessante Sachen und für meinen Zweck von geringerer Bedeutung. –

Meine Mutter ist abgereist und Heini in Quittainen⁷⁰, so bin ich ganz allein zu Haus und genieße diesen Zustand eigentlich sehr – trotz aller Liebe zur Familie ist es auch ohne sie zuweilen ganz schön –, zumal das Haus und alle Räume in so einer Stille viel mehr zu sagen und zu reden vermögen. – Daß Ihre Frau von meinem Nicht-Erscheinen Notiz nimmt finde ich rührend, und ich brauche wohl nicht zu versichern, daß Basel für mich nur unter dem Gesichtspunkt Ihres Hauses Gestalt gewann, und darum dieses auch das Einzige ist, was ich als Verlust empfinde.

Anbei die Auszüge über List⁷¹, hoffentlich kommen sie zur Zeit.

Mit den herzlichsten Grüßen

bin ich Ihre

Marion Dönhoff

⁷⁰ Das Schloss Quittainen (poln. Kwitajny), damals in Ostpreussen, gehörte seit dem Jahr 1744 der Familie Dönhoff. Von hier aus wird Mairon Dönhoff im Januar 1945 zu Pferde ihre Flucht in den Westen antreten (vgl. Marion Dönhoff, Namen, die keiner mehr nennt, S. 19).

⁷¹ Friedrich List (1789-1846), deutscher Nationalökonom und Politiker und Eisenbahn-Pionier. List, Inhaber des ersten deutschen staatswissenschaftlichen Lehrstuhls, wurde mit seiner »Theorie der produktiven Kräfte« zum Vordenker der Historischen Schule der Nationalökonomie. Edgar Salin gründete 1954 die List-Gesellschaft neu, nachdem sich diese 1935 angesichts der drohenden Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten selbst aufgelöst hatte (vgl. FÖLLMI, Edgar Salin, S. 90-91).



Dem Brief liegt dieses Foto bei. Auf der Rückseite steht folgendes geschrieben:

»Herbst '33

Friedrichsteiner Archiv. So sah es vor 14 Tg. noch aus, und das nur ein Ausschnitt!«

Sonnabend⁷²

Verehrter Professor

Über den Ärger mit meiner Arbeit tröstet mich nur die Schadenfreude, daß Sie diesen ganzen Unsinn lesen und corrigieren müssen – ein hartes Stück in Anbetracht dessen, daß die ganze Sache viel zu lang geworden ist, worüber ich recht entsetzt bin. Es wird wohl auf etwa 100 Seiten kommen ohne den »Anhang«, aber ich wollte es nun einstweilen so lassen und mich nicht mehr mit zusammenstreichen aufhalten. –

⁷² Brief ohne Datum, wohl Ende August oder Anfang September 1934. Zur Datierung vgl. den Brief Marion Dönhoffs an Edgar Salin vom 12. 9. 1934, UB Basel, NL 114: Fa 2023.

Im übrigen gefällt mir die Arbeit als solche – abgesehen von dem etwas unwissenschaftlichen* »Plauderton«, an dem aber wohl die Materie Schuld ist – jetzt besser. Negativ angeregt durch die Ausführungen von Herrn Darré⁷³ in *Odal*⁷⁴ Heft 12 (ich bringe es Ihnen mit) hat die ganze Sache jetzt noch Gestalt und Sinn bekommen; allerdings ist zunächst das neue Kapitel darüber vernachlässigt worden, und ich glaube nicht, daß ich ganz fertig werde hier – doch ist die Hauptsache bereits in Reinschrift.

* da Sie ja aber von der Wissenschaft doch nichts halten,
macht das wohl nichts!⁷⁵

Montag!

Fast hätten sich unsere Briefe wieder gekreuzt! Wäre ich nicht gestern unterbrochen worden und der Brief auf diese Weise liegen geblieben, doch kann ich Ihnen nun gleich danken und Ihnen sagen, daß ich versuchen werde, am 15. Abends in Basel zu sein, um den Vertrag mitzumachen. Ich will am 1. Oktober hier starten – mit Heini, über die Route sind wir uns noch nicht im Klaren, aber jedenfalls wollen wir nach Cappenberg, Nassau ect., und ich will dann noch in Frankfurt und Heidelberg kurz Station machen. –

Für morgen erwarte ich eigentlich Kommerells⁷⁶, doch haben sie eben im letzten Moment abgesagt, was mir recht leid ist, aber meiner Arbeit wohl ganz dienlich sein wird.

Mit sehr herzlichen Grüßen für Sie

Und Ihr Frau

⁷³ Richard Walther Darré (1895-1953), nationalsozialistischer Landwirtschaftsminister, NS-Bauernführer und Blut-und-Boden-Ideologe.

⁷⁴ Von Richard Walther Darré 1932 als *Deutsche Agrarpolitik* gegründete propagandistische Monatszeitschrift, ab 1939 in *Odal – Monatszeitschrift für Blut und Boden* umbenannt. Bei seinen Ausführungen zur Institution des »Erbhofs« bezog er sich u.a. auch auf den Entwurf eines »Heimstätten-Gesetzes«, den Marion Dönhoffs Vater, August Karl, mitunterzeichnet hatte, als er in der Politik war (vgl. HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 80-81 u. 163).

⁷⁵ Nach Edgar Salin soll Stefan George gesagt haben: »Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft« (Salin, *Um Stefan George*, S. 49). Auch wenn dieses Apodikt im Zusammenhang zu verstehen ist und keine grundsätzliche Ablehnung der Wissenschaft durch den Dichter bedeutet (vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 11), stand Salin vor einem Problem, das auch andere Georgianer wie etwa Friedrich Gundolf teilten. Sie mussten nämlich Georges autoritär-fordernde Haltung, dass der Dichtung allein die höchste Stufe der Erkenntnis vorbehalten bleibe, vereinen mit dem eigenen Wunsch, Wissenschaft zu betreiben. Salin schloss sich aber offensichtlich trotz aller Berufung zur Wissenschaft dem Urteil Georges in einer gewissen Weise an (vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 76): »Aus tiefem Fug veraltet auch das grösste Werk sinnhafter Deutung schneller und wird rascher vergessen als die kleinste Perle vollkommener Schöpfung« (Salin, *Um Stefan George*, S. 62).

⁷⁶ Max Kommerell (1902-1944) und seine erste Frau Eva (1905-1958). Max Kommerell war Mitglied des George-Kreises und von 1924 bis 1928 Sekretär Stefan Georges. 1930 kam es jedoch aufgrund von Wolters hagiographischem Buch über die Geschichte des George-Kreises, *Stefan George und die Blätter für die Kunst*, Berlin 1930, zum Bruch (vgl. RAULFF, Kreis ohne Meister, S. 58-59).

Ihre
Marion Dff

Graf Dönhoff-Friedrichstein

*Friedrichstein
Post Löwenhagen Ostpr.
Tel. Löwenhagen No. 41*

den 12 / September 1934

Verehrter Professor

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief – es tut mir so leid, daß die Reconvalence so langsam vor sich geht und Sie nun wahrscheinlich beide auf diese Weise von diesem herrlichen Sommer wenig gehabt haben. –

Ich bin inzwischen mit einer Wurst und einem Stück Käse bewaffnet von Friedrichst[ein] fortgezogen und sitze nun hier auf dem ehemaligen Gut meiner Mutter, von dem nur noch das mehr oder weniger uneingerichtete Haus & ein sehr reizender Garten existiert. Ich hoffe, auf diese Weise mich selbst zu überlisten und meine Arbeit einem baldigen Ende entgegen zu führen, denn in Fr[iedrichstein] kam ich nie dazu, und es wäre wohl auch nie etwas geworden. An sich ist dies Leben herrlich, ausser einem alten Gärtner, dem ich gelegentlich Kartoffeln graben helfe, gibt es niemand hier, der irgendwelche Anforderungen an mich stellen könnte, und ich genieße dieses Leben ungestörter Unordnung und zwangloser Unpünktlichkeit ungemein.

Zumal dieser Herbst so unbeschreiblich schön ist, daß man meinen könnte, er wolle einen für die sonstigen Unbilden des Lebens entschädigen.

Oder sollte es der letzte sein, dem in Ruhe zu genießen uns vergönnt sein wird und der darum sich noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit offenbart? – »Herr, der Sommer war sehr groß!«⁷⁷

⁷⁷ Das Zitat stammt, leicht verändert, aus dem Gedicht *Herbsttag* (*Buch der Bilder*) von Rainer Maria Rilke. Die erste Zeile lautet: »Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß« (vgl. Rilke, KA 1, S. 281).

Das Einzige, was ich sehr vermisse, ist das Reiten, es war unbeschreiblich schön jetzt und am Morgen in Friedrichstein.

Ich werde zum 15. sicher in Basel sein; was meine Pläne vorher anbetrifft, so bin ich damit noch nicht ganz im Reinen, aber die Fahrt nach Cappenburg wird, wenn irgend möglich, durchgeführt.

Bis dahin sage ich Ihnen beiden sehr herzliche Grüße & bin wie immer

Ihre
Marion Dönhoff

San Bernardino⁷⁸

den 4. März 1935

Lieber Professor – Seien Sie nicht böse ob der hartnäckig beibehaltenen Anrede, aber seit ich – nicht ganz ohne Ihre Schuld! – meine konservative Ader entdeckt habe, fällt es mir schwer, mich an etwas anderes zu gewöhnen. Zumal ich diesen Titel nicht als Attribut von »dero Magistralität« empfinde, sondern der Meinung bin, daß es so etwas wie »Bedeutungswandel« oder besser – Regression, individueller (pardon) Art, Gott sei dank zuweilen noch gibt.

Nur um Eins bitte ich Sie: die »gleiche Münze« zurückzunehmen, da die obige, etwas unklar formulierte Argumentation hierauf keine Anwendung finden kann.

Wenn ich die zurückliegende Zeit überdenke, so fällt es mir schwer, das in Sätze zu fassen, was mich bewegt, und mit traurigem Herzen muss ich die Discrepanz feststellen, die zwischen meinem mangelnden Mitteilungsvermögen und der Intensität meiner Gedanken besteht. Sehen Sie, was diese Zeit in Basel für mich gewesen ist, werden sie vielleicht viel eher ermessen können, als ich es heute vermag, aber das wofür ich Ihnen heute schon danken möchte, ist dieses, daß ich glaube, die Spur von dem gefunden zu haben, was ich in all den Jahren gesucht habe – vielleicht ist es einstweilen nur die Spur zu dem

⁷⁸ HARPPRECHT sieht in dem Brief »eine (verhüllte) Liebeserklärung und zugleich eine Verweigerung« (HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 169); VENCATO liest den Brief auch »als Hinweis auf den unerfüllt gebliebenen Wunsch Marion Dönhoffs [...], vielleicht [...] in Basel zu bleiben und an der hiesigen Universität eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen« (VENCATO, Marion Dönhoff, die Universität Basel und Europa, S. 50).

eigenen Selbst, von dem Sie schreiben, und für das die »Lockungen der Ferne« oft nur der unendlich mühevollen Weg sind, den es zurückzulegen gilt. Vielleicht aber ist es auch mehr – vielleicht ist es das Ahnen jener »Flamme«, die es zu suchen und festzuhalten gilt und die Erkenntnis jenes Satzes: Fehlt ihm der Mitte Gesetz – treibt er zerstiebend ins All. –⁷⁹

Es fällt mir schwer zu denken, daß diese Basler Zeit so irgendwie unbemerkt zu Ende gegangen ist & manchmal erscheint sie mir wie ein nicht zu Ende gesprochener Satz – es ist so, als ob etwas in der Luft hängen geblieben ist. Und doch ist es wohl so, daß das Nicht-Erfüllte die meiste Zukunft hat – und dann bin ich eigentlich auch wiederum froh, weil ich etwas Furcht hatte vor dem abgeschlossenen Satz.

Ob es wohl ein Fehler ist, wenn man Andere ungern in sich hinein sehen lässt? Der Fuchs in der Falle macht es ja schließlich auch nicht anders – er beißt sich lieber ein Bein ab, als daß er sich erwischen lässt!

Es ist dies vielleicht keine hinreichende Motivierung – aber ich bin halt ein wenig schwerfällig in diesen Dingen, und es ist vielleicht besser, wir lassen es dabei, daß Sie weiterhin das Konto: »raue Schale« belassen!

Verzeihen Sie bitte den unleserlichen und konfuse Inhalt dieses Briefes, aber ich bin des Schreibens und Denkens zur Zeit so entwöhnt, daß es nicht besser geht.

Dieser Ort ist ganz herrlich und wir genießen alle die Ruhe und Ausgeglichenheit eines solchen Ski-Lebens ungemein – nur ist es wirklich zu schade, daß Sie alle nicht hier sind. Heini und ich wollen Ende der Woche nach St. Moritz, die andern müssen schon früher nach Haus und können diese Tour nicht mehr mitmachen.

Leben Sie wohl, lieber Professor, und auf bald. Ihnen beiden alles Liebe

Marion

Oxford

den 9. Juni 1935

⁷⁹ Gedicht von Stefan George aus dem Band *Der Stern des Bundes* (1914): »Wer je die flamme umschritt / Bleibe der flamme trabant! / Wie er auch wandert und kreist: / Wo noch ihr schein ihn erreicht / Irrt er zu weit nie vom ziel. / Nur wenn sein blick sie verlor / Eigener schimmer ihn trägt: / Fehlt ihm der mitte gesetz / Treibt er zerstiebend ins All.« (vgl. Stefan George, *Der Stern des Bundes*, S. 84). Der Gräfin bedeutete dieses Gedicht offenbar sehr viel, noch in hohem Alter vermochte sie es aufzusagen. Zugleich aber verneinte sie, mit George viel »im Sinn« gehabt zu haben, er sei ihr »zu künstlich« gewesen (vgl. Dönhoff, *Was mir wichtig war*, S. 78-79).

Ihr Brief war eine große – fast hätte ich gesagt – unverdiente Freude, lieber Professor, für die ich Ihnen herzlich danke! Doch sagten Sie zu meiner Betrübnis darin nichts über Charlotte:⁸⁰ was sie treibt, wie es ihr geht, ob sie fröhlich ist und wieder malt usw. Aber ich nehme an, dass dieses Schweigen ein gutes Zeichen ist. Und die Kinder? Einstweilen hoffe ich noch, daß nichts dazwischen kommt, und ich vor meiner Rückkehr nach Ostpreußen auf ein paar Tage nach Basel fahren kann. Obgleich der 12. Juli – an den Sie sich erstaunlicher Weise erinnern – ein bedenklicher Faktor ist!

Dieses Land ist ein erstaunliches Erlebnis für mich – erstaunlich vielleicht darum, weil ich ja schließlich in dem Nachkriegs-Deutschland aufgewachsen bin, und die Begriffe der Stabilität und Steadyness für mich völlig neue sind. Manchmal glaube ich, in ein vollständig anderes Zeitalter verlegt zu sein. Es ist unglaublich, wie anders hier alles ist, die Menschen, das ganze Leben und alle Begriffe.

Ihr Brief, dessen Einstellung sich weitgehend mit dem hiesigen Aspekt deckte, ist am 18. Mai geschrieben – seither ist hier die Stimmung auf Grund der Hitlerrede⁸¹ merklich umgeschlagen und man beurteilt die Situation mit mehr Ruhe und Hoffnung auf die Möglichkeit einer Erhaltung des Friedens in Europa. Auch der Wechsel im Aussenministerium wird allgemein gedeutet als Beweis für die Bereitwilligkeit, mit Deutschland zu verhandeln resp. zusammen zu arbeiten, wofür Simon keine Gewähr zu sein schien.⁸² Es wäre sehr interessant zu wissen, wie Sie heute die Lage beurteilen. Ich persönlich glaube ja nicht, daß noch viel zu wollen ist. Die Vorgänge in Italien beweisen nur zu deutlich, welches Schicksal diesen Systemen vorausbestimmt ist. »They are bound[«] irgendwann einmal, Fiasko zu erleiden. Wenn erst einmal alles gründlich verfahren und ruiniert ist, kann nur der »ehrenvolle« Tod auf dem Schlachtfeld – auch wenn es nur gegen barfüßige Abessinier geht – helfen. Aber schließlich hat Mussolini ja immerhin eine Reihe von

⁸⁰ Charlotte Salin, geb. Antonie Charlotte Trützscher von Falkenstein, Edgar Salins erste Frau. Die Ehe ging 1937 in die Brüche und wurde 1938 geschieden. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, Tochter Brigitta und Sohn Lothar (vgl. SCHÖNHÄRL, Wissen und Visionen, S. 79).

⁸¹ Marion Dönhoff bezieht sich hier auf Hitlers Rede vor dem Reichstag am 21. 5. 1935, in der er Deutschlands Haltung in der Aussenpolitik in 13 Punkten darlegt und den Friedenswillen der deutschen Regierung betont (vgl. DOMARUS, Hitler: Reden und Proklamationen, Bd. 1,2, S. 511-514).

⁸² Am 7. 6. 1935 wurde Joseph Simon in seinem Amt als britischer Aussenminister von Samuel Hoare abgelöst.

Jahren gebraucht, bis es so weit war, also wenn man danach urteilen kann, so haben wir ja wohl noch eine Galgenfrist vor uns.

Was machen Ihre Pläne bezüglich einer Englandreise? Ich wage nicht, Ihnen zuzureden, weil es für Charlotte vielleicht kein sehr erfrischender Klimawechsel wäre. Es ist unbeschreiblich kalt, und seit ich hier bin, habe ich noch nicht einen Tag gehabt, der wirklich schön war. Entweder regnet es, oder es herrscht eine geradezu winterliche Kälte – die Sonne erscheint nur sehr selten und wenn, dann begleitet von orkanartigen Stürmen.

Es ist zu schade, und ich komme garnicht recht zum Genuß dieser wirklich herrlichen Stadt und vor allem der unvergleichlich schönen Landschaft. Es ist merkwürdig, wie stark ich das Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser Landschaft empfinde (vielleicht nur weil es irgendwie an die Friedrichsteiner Niederung erinnert?) Es ist so phantastisch weit alles, und unberührt und ich sehe ein, daß es ein Irrtum ist, seinen Acker zu bestellen, die Natur zu verschandeln und im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen –

ich glaube, wir sind doch zum Jagen und reiten mehr geschaffen, oder jedenfalls ist es entschieden lebenswerter!

Ich will noch bis über das Ende des Terms hinaus hier bleiben, also bis etwa Ende des Monats, und dann noch auf ca. 8 Tg. nach London, um verschiedene Leute zu sehen. Zwischendurch werde ich, wenn möglich, per Rad, Süderland (also Cornwall) etwas erforschen und für ein paar Tage nach Glyndebourne zu den Mozart-Festspielen gehen, um K. Ebert⁸³ zu sehen und vielleicht das Konzert von A. Busch⁸⁴ zu hören.

Von Friedrichstein kommen ganz gute Nachrichten – ich spüre einen Anflug von Heimweh, wenn ich an Pfingsten denke, an die festlich geschmückte hl. Kirche in Löwenhagen und den üblichen sonntäglichen Gang durch den Pferdestall, an Sonne und die fröhliche Feiertagsstimmung, die es hier nicht gibt – so mit Posaunenchor und allem, was dazu gehört!

Leben Sie wohl und von Herzen alles Gute für Sie und Charlotte

Marion

⁸³ Carl Ebert (1887-1980), Regisseur und Intendant.

⁸⁴ Gemeint ist wohl der Dirigent Fritz Busch (1890-1951).

P.S. Fast hätte ich vergessen, für den großartigen Gedanken der Spende zu danken. Ich finde es herrlich, so ohne alle Mühe populär zu werden!

Friedrichstein
den 24 / VI 36

Verzeihen Sie, lieber Professor, dass ich Ihnen neulich mein »Werk« so wortlos zuschickte und überhaupt so lange nichts von mir hören ließ, aber so ein Sommer ist wenig dazu angetan, einen länger am Schreibtisch zu halten als dringend nötig – doch will ich heute Versäumtes nachholen und Ihnen ausführlich von hier berichten.

Übrigens halte ich von Herrn Dockhorn (?) einen Brief, der um Material für eine Arbeit über Siedlung bittet resp. um Vermittlung an die diesbezüglichen Quellen des Instituts in Königsberg. Ob es lohnt, für ihn große Umstände zu machen? Dann bin ich gern bereit, mir Zeit zu nehmen und werde versuchen, ihm etwas Verständiges in K[önigsberg] zusammen zustellen. Aber da das Sichten auf diesem Gebiet ja nicht so ganz einfach ist, würde ich es gern nur tun, wenn es sich nach Ihrer Ansicht lohnt und Ihnen persönlich etwas daran liegt – dann natürlich mit tausend Freuden. Einstweilen werde ich ihn mal mit wenigen Traktätchen vertrösten. Wenn man auf den einschlägigen Stellen in Königsberg herumläuft, könnte man schon Einiges zusammen finden.

Heini ist seit Anfang Juni für 4-6 Wochen auf dem Truppenübungsplatz in Arys und ich bin daher vollkommen verwaist und nur durch das [Mehr] an Arbeit und nur auf sachlichem Gebiet dadurch entschädigt. Er hat sehr viel Freude an diesem Soldatenleben und an der komprimierten Ausbildung – und ist wirklich mit Leib und Seele Soldat, was man ja bei ihm nicht so ohne weiteres annimmt. An sich ist er beim Reiter-Regiment in Insterburg als Leutnant der Reserve »angestellt«, wie es heute heißt, aber z. Zt. mit dem ganzen Regiment auf dem Truppenübungsplatz – einem Platz von gewaltigem Ausmaß: 30 km im Quadrat.

Meine eigene Arbeit läßt sich schwer umreißen, da sie recht vielseitig ist und nach keiner Seite fest begrenzt wird. Nur in der Hinsicht vielleicht, daß sie sich vorwiegend

im Büro & am Schreibtisch abspielt, da mir die Außenwirtschaft im Detail doch zu fremd ist, mich auch eigentlich – wohl darum – nicht sonderlich interessiert. Ich hatte zunächst einmal die Aufgabe, die etwas vernachlässigte Verwaltung des durch Friedrichstein mit bewirtschafteten Grundbesitzes meiner Mutter und meines jüngsten Bruders im Hinblick auf die technische Organisation der Verwaltung zu überprüfen, womit in erster Linie Arbeiten im Grundbuchamt & auf dem Kataster nötig wurden, Pachtverträge, kleinere Verkäufe, Verhandlungen mit dem Rechtsanwalt und dergleichen mehr. Ferner bin ich dabei, eine Reihe von Statistiken für die einzelnen Güter anzulegen, mache Finanzierungspläne usw.

Ich bin mir eigentlich noch nicht darüber klar, ob dies auf die Dauer die richtige Beschäftigung für mich ist – und wundere mich zuweilen darüber, daß eine solche Fragestellung überhaupt für mich entstehen kann. Ich hatte viel eher gedacht, daß Ihre Warnung, mich nicht kopfüber in dieser Tätigkeit zu verlieren, eine nur allzugroße Berechtigung hätte! Es ist natürlich herrlich, in Friedrichstein zu sein und die Arbeit für Friedrichstein macht mir natürlich auch Freude – wenngleich ich mir darüber klar bin, daß jeder Andere sie genau so gut, wahrscheinlich besser machen würde – und persönlich eigentlich froh bin, wenn ich dann abends wieder an meinen Büchern sitze und das betreibe, was mich interessiert. Aber Interessen, die man zum hauptamtlichen Beruf erhebt, hören ja gewöhnlich damit auf, interessant zu sein – so wie Zeitschriften, sobald man sie abonniert, schlecht werden – auch darüber bin ich mir klar!

Ich muß sagen, daß mir das Studium der Ökonomie nicht nur die theoretische, sondern auch die praktische Ökonomie gründlich verleidet hat. Manchmal überlegen wir, was wir alles tun würden, wenn wir sehr viel verdient haben, was für Anlagen wir bauen werden, was für Maschinen einstellen, riesen Meliorationen, Wegebauten & Züchtungen anlegen, dann denke ich gewöhnlich, daß, wenn ich »wahnsinnig« viel Geld hätte, ich der Erzeugungsschlacht »ein Schnäppchen schlagen« möchte, einen ganz großen Sumpf oder einen Bruch mit etwas Heide, Moos & Wald kaufen würde und kein Mensch dort je etwas anbauen oder pflanzen dürfte. Dann würde ich mir ein paar Schafe halten und Pferde, auf die Jagd gehen und eine herrliche Bibliothek haben. Wär das nicht schön?

Wir waren neulich in Müncheberg im Kaiser-Wilhelm Institut⁸⁵, was höchst interessant war – ich muß sagen, diese Leute sind ja eigentlich auch zu beneiden – wahrscheinlich ist die wissenschaftliche Betätigung doch die befriedigendste. Sehr schade war, daß Finckenstein nicht herauf kam, ich schrieb ihm nach Hamburg und hoffte, er würde auf ein paar Tage kommen, was er mir in Berlin eigentlich versprochen hatte, habe aber nie etwas von ihm gehört. Ich weiß nicht, ob er es vielleicht übel genommen hat, daß wir seine Frau nicht (expressis verbis!) mit einluden? Ich kenne ihn zu wenig, um das beurteilen zu können. Wenn ja, so müssen Sie das wieder in Ordnung bringen!

Was macht das Seminar und wer ist von den alten Kommilitonen noch da? Kobbert sah ich flüchtig in Berlin, er scheint ganz gut zu florieren und ist sehr zufrieden. Ist Schweitzer noch da und Kitamura?

Ich hoffe sehr auf einen gelegentlichen Brief, vor allem zu hören wie es Charlotte geht, was die Kinder machen und wie es in Burg aussieht. Mitte August kommt mein Bruder aus Afrika mit Frau und Kind nach fünf Jahren zum ersten Mal, ein sehr spannendes, fast etwas beängstigendes Ereignis.

Und dies Geschmier müssen Sie lesen! Aber ich höre auch auf und bin todmüde (dies zu meiner Entschuldigung). Ich stehe nämlich jeden Morgen um sechs Uhr auf, woran ich mich bis heute noch nicht ganz gewöhnt habe!

Leben Sie wohl, lieber Professor, Ihnen allen, besonders aber Charlotte von Herzen sehr viel Schönes und Gutes

Marion Dönhoff

P.S. Ob Sie wohl noch ein kleines rotes Buch von mir haben (eine alte, recht langweilige betriebswirtschaftliche Arbeit über Friedrichstein von Diplom-Landwirt Schmidt (?) oder Sommerfeld (??) Ich habe es aus Basel nicht zurückgebracht, und die Bibliothek mahnt mich schon zum dritten Mal.

Nun habe ich doch noch etwas vergessen: Sie sagten einmal, ich sollte Sering meine Arbeit schicken, für die er sicher Interesse hätte?

Ich finde es einigermaßen unbescheiden, den alten Herrn damit zu belästigen, aber ich würde ihn ja so sehr gern einmal sehen und sprechen und denke, daß sich das vielleicht

⁸⁵ 1928 wurde in Müncheberg das Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung gegründet, der Vorgänger des heutigen Max-Planck-Instituts für Züchtungsforschung in Köln.

auf Grund dieser »Anknüpfung« ergibt, und möchte es darum eigentlich doch tun. Schreiben Sie mir doch bitte ein Wort, was ich tun soll, auch gegebenenfalls seine Adresse, die ich nicht kenne.

Oder würden Sie ihm die Arbeit schicken?

Wir sind alle von ca. 1.-14. Aug. zur Olympiade in Berlin – ob Sie wohl in der Zeit einmal dort sind?

Allerherzlichst Marion

M D

14 / IX 38

Lieber Professor

Ich will Ihnen gleich danken für die große Freude, die mir Ihr Brief bereitet hat – wer weiß auch, wie lange man dazu noch Zeit hat.

Auch mir ist es so gegangen, daß jedesmal, wenn ich zur Feder greifen wollte, der Mut versagte vor der Fülle der Dinge, die zu bereden waren.

Besonders stark habe ich das damals empfunden, als ich Ihr Buch las, das so lebendig und intensiv all das, was uns alle während der letzten Jahre in immer steigendem Maaße beschäftigte, zu einer groß geschauten Welt gestaltet hat. Wie ausweglos sind diese Perspektiven. Vielleicht ist es ein Trost zu wissen, daß es eine große dtsh. Vergangenheit gibt.

Leben Sie wohl und seien Sie unbesorgt um unser Schicksal – wenn die persönlichen Aufgaben und Schicksale so klar vorgezeichnet sind, gibt es keine Unsicherheit und Besorgnis.

Allerherzlichst

M

Campulung den 7 / VI 39

In Bukarest fand ich Ihren Brief vor, lieber Professor, für den ich Ihnen herzlich danke. Bei diesem zigeunerhaften Leben kommt man nicht zum Schreiben, jeder Tag bringt etwas Neues und Schönes, und die Abende sitzt man trunken von örtlichem Wein und hört den Zigeunern zu. Alle Unrast Europas ist hinter uns geblieben und die Erinnerung an Vergangenes gleichermaßen ausgetilgt wie die Sorgen um die Zukunft.

Wie schön ist die Welt, wenn man in ihr lebt wie diese Völker, die ihre Ziegen hüten und Flöte blasen, heute wie vor 2000 Jahren. Jetzt sind wir schon 4 Wochen unterwegs: Ungarn Siebenbürgen, Dobrudscha, Schwarzes Meer, Bukowina und jetzt durch die Marmarosch, Karpathen Ukraine und Slowakei zurück. Wunderbar ist dieses Land und vollkommen unberührt vom Fortschritt der letzten 100 Jahre und jeglichem touristischen Verkehr.

Wenn ich wieder zu Haus bin, schreibe ich einmal länger und sauberer; einstweilen nur dies arg beschmutzte Zettelchen.

Herzlich grüßend wie immer

MD

den 22. V 40

Lieber Professor – Wenn ich so schöne Briefe schreiben könnte wie Sie, würden Sie öfter von mir hören, so aber fehlt mir die Möglichkeit, in Worte zu fassen, was mich bewegt.

Mein halb rustikales, halb technisiertes, in beiden Fällen aber atemberaubendes Leben ist keine gute Stellung für diese Dinge.

Es ist schwer erträglich, sein Leben hier mit den alltäglichen Sorgen und Aufgaben weiterzuleben, während da draußen das Schicksal Europas sich entscheidet und Ströme

von Blut fließen. Man ist hier auch so weit vom Schuß, daß man sich gar keine Vorstellung machen kann von dem, was dort vorgeht. Heini & Dieter⁸⁶ sind auch dabei.

Wir sind hier mit allem sehr spät dran, die Kartoffeln und teilweise auch die Rüben sind noch immer nicht im Boden.

Der von Ihnen zitierte 100-jährige Kalender hat grundsätzlich sicher Recht, aber gegen Sonnenflecken und ihre unkontrollierbaren Einflüsse kann er auch nicht an.

Ich glaube wohl, daß Eka⁸⁷, der in diesen Dingen immer sehr pessimistisch war, richtig gesehen hat. Vielleicht bringt uns seine derzeitige Heimat andere Erkenntnisse und Möglichkeiten, aber ich glaube es nicht.

Von Herzen sehr viel Liebes Ihnen & den Kindern

M

Graf Dönhoff-Friedrichstein

*Friedrichstein
Post Loewenhagen Ostpreußen
Telefon: Loewenhagen Nummer 76*

den 20. Dezember 1942

Lieber Professor –

⁸⁶ Dietrich Graf Dönhoff (1902-1991), genannt »Dieter«, ist Marion Dönhoffs Bruder und letzter Erbe von Friedrichstein.

⁸⁷ Ernst H. Kantorowicz (1895-1963), Historiker und Mitglied des George-Kreises. Mit der Veröffentlichung seiner Biographie des Stauferkaisers *Friedrichs II. 1212-1250* wurde Eka, wie ihn seine Freunde nannten, schlagartig berühmt. In der Vorbemerkung des Buches findet sich die Hommage des George-Kreises an den Kaiser: »Seinen Kaisern und Helden / Das geheime Deutschland«. Marion Dönhoff und Kantorowicz kannten sich aus der Zeit, als sie beide an der Universität in Frankfurt am Main waren, sie als Studentin, er als Professor. Nachdem er, der jüdischer Herkunft war, sich 1933 zunächst beurlauben liess, nahm er am 14. November desselben Jahres seine Lehrtätigkeit wieder auf, und zwar mit der Vorlesung »Das geheime Deutschland«. Dieser wohnte Marion Dönhoff bei (RAULFF, Kreis ohne Meister, S. 421). Kantorowicz liess sich Ende 1934 emeritieren, 1938 gelang ihm noch in letzter Minute die Flucht über England in die USA, wo er 1939 in Berkeley einen Lehrauftrag erhielt (vgl. FUHRMANN, Ernst H. Kantorowicz: der gedeutete Geschichtsdeuter, S. 252-270).

heute ist der 5. Sonntag, seit die nicht zu fassende Nachricht kam – ich hatte Heini noch am Abend zuvor bis Steinort begleitet, von wo er am Morgen früh aufbrach, um die Kuriermaschine zu erreichen – am selben Abend kam dann ein Telefon aus Smolensk, daß die Maschine zwischen Kowno und Wilna bei einer Notlandung zu Stück gegangen sei.

Auch ich wußte, daß er eines Tage nicht wieder kommen würde, über jedem Abschied stand zitternd die Frage: wird dies der letzte sein? – und dann das lange Warten auf Nachricht, das Hoffen und Fürchten – und doch war auch die Sorge schön, die doch irgendwie noch ein Besitztum ist.

Und wenn es dann eingetreten ist, dieses Unvorstellbare, dann ist doch wieder alles ganz anders – nicht so wie bei den anderen, die da draußen unter fremdem Himmel ruhen und deren Tod wie eine dunkle Nacht alles Gewesene und Gemeinsame zudeckt, so daß nichts zurückbleibt als Hoffnungslosigkeit, Armut, Verlassenheit und Verzweiflung. Bei ihm ist es anders – diese grosse Gelassenheit und Sicherheit, die er im Leben hatte, dieses wunderbare Vertrauen und die Gewißheit – dies alles ist so stark gewesen, daß er es wie ein Vermächtnis zurückgelassen hat. Ich habe nie gedacht, daß es so etwas gibt, eine so unverlierbare Zusammengehörigkeit, ein so unzerreißbares Verbundensein auch über die Grenzen dieser Erscheinungswelt hinaus.

Er gehörte zu den Wenigen, die diese Zeit nicht unstedt und fahrig gemacht hat – von Mal zu Mal erschien er mir geschlossener und konzentrierter, bei diesem letzten Zuhause-Sein war er eigentlich schon ganz entrückt und ohne Schwere und weit hinaus über die Dinge dieser Welt – nur Friedrichstein, das war noch seine Welt, wie hat er an allem hier gehangen und jeden Baum geliebt und jedes Tier und all die Menschen, die sich immer stärker um ihn als ihr Haupt und ihre Mitte vertrauensvoll zusammenschlossen. Wie vieles bleibt da nun unvollendet, ungetan und nicht ausgeschöpft.

Wie gleicht ein solcher Besitz dem Ton in des Töpfers Hand – alles war auf ihn zugeschnitten, hatte durch ihn erst seine Prägung bekommen – das äussere Gesicht und auch die innere Ordnung und Ausgewogenheit: das Schloß, der Park, die Wirtschaft. Über jeden einzelnen Betrieb hat er in den wenigen Tagen seines letzten Urlaubs noch eine lange Niederschrift gemacht und auf Jahre hinaus für jedes Gut die Richtlinien der Weiterentwicklung und der notwendigen Umstellungen festgelegt.

Das Schicksal hat wohl schon einige Male nach ihm gegriffen, aber dieses »Streifen seines Flügels«, hatte ihn nur beschwingt und ihn nicht unsicher oder gar traurig gemacht – er war im Herbst einmal verwundet worden, aber schon nach 3 Wochen wieder herausgegangen, um sein Bataillon nicht zu verlieren, an dem er sehr hing; damals sind wir zum letzten Mal alle zusammen gewesen, weil es sich zufällig so fügte, daß auch Dieter und mein jüngster Bruder auf Urlaub waren.

Ja, ich fände es sehr schön, wenn Sie ein paar Worte über ihn schreiben würden – ich habe es mir auch vorgenommen, um für die Kinder ein klein wenig von dem Geist und Wesen des Vaters zu bewahren.

Noch ist alles ganz unwirklich und ich habe das Gefühl, als ob das, was vorgeht, nur ein Stück ist, das abläuft mit lauter fremden Rollen. Wirklichkeit scheint nur das zu sein, was nicht mehr ist – aber was ist überhaupt Realität, was Sein und was Schein? Oft weiß ich nicht, ob er tot ist oder ich – wie fern ist das Leben.

Ich gedenke Ihrer in herzlicher Verbundenheit und danke Ihnen für den Brief und das sehr, sehr schöne Buch, in dem ich noch viel lesen werde.

Sehr von Herzen

M

den 4. Dez. 44

Ihr Guten – Pünktlich am 2. Dez.⁸⁸ lagen Eure Geburtstagswünsche auf meinem Schreibtisch, ich war wirklich tief gerührt, zumal Ihr eigentlich die einzigen ward, die an diesen mittlerweile wirklich sehr belanglosen Tag gedacht habt – meine Familie hat es ganz vergessen!

Aber es gibt ja auch so viel anderes zum Denken, und das normale Leben mit seinen Daten und Gebräuchen liegt so fern zurück, daß man sich kaum noch daran erinnert und sich auch nicht vorstellen kann, daß man noch einmal dazu zurückkehrt. Umso dankbarer empfindet man jeden Gruß, der einen an Gemeinsames – auch wenn es längst vergangen und zerronnen ist – erinnert.

⁸⁸ Marion Dönhoffs Geburtstag.

14 Tg. zuvor kam Ihr köstliches Liebesgabenpäckchen mit den Zigaretten an – wirklich ein unvorstellbares Ereignis, denn ich war zum ersten Mal, bar aller Zuwendungen von nicht rauchenden Freunden, auf meine spärliche Tagesration angewiesen. Tausend Dank, es war wirklich eine große Freude! Uns geht es noch immer leidlich gut – Dieter ist noch da, viele andere sind fort und auch aus den Betrieben [wurde] fast alles eingezogen. Trotzdem ist die Herbstbestellung fertig geworden.

Ja, was soll ich von hier erzählen? Das Leben – wenn man es so nennen will – geht weiter, ohne daß man viel dazu tun kann oder es daran hindern könnte, die Zahl der Gräber wächst, und man lernt allmählich, daß dieses immerwährende Abschiednehmen einen anderen Sinn hat, und nur zu ertragen ist in der Gewissheit jenes stolzen unabhängigen Wortes

»Leben wir, so leben wir dem Herrn.«⁸⁹

Man wird allmählich ein Fremdling in dieser Welt und versteht nicht, daß alle Menschen sie so wichtig nehmen – mir scheint sie nur eine flüchtige Wohnstädte, und jener andere Bereich, der so viele Leben aufgenommen hat, viel vertrauter und heimatlicher. Leben Sie wohl, und seien Sie sehr bedankt für all Ihre Freundschaft.

Ihre
Marion

[Am Rand:] Ich schrieb einmal vor ca. 4 Wochen, bekam den Brief aber zurück, weil der Absender vergessen war anzugeben oder irgendeine ähnliche Formvorschrift nicht beachtet war.

⁸⁹ Röm 14, 8: »Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn«.

Hamburg
Klopstock-Fontenay 7
1946

Lieber Freund – Welche Freude zu wissen, daß dieser Brief Sie auf kürzestem Wege erreichen wird und G[oer]tz⁹⁰ Ihnen genauestens über alles berichten kann – wie gern käme ich mit! Aber wann wird es dazu einmal kommen?

Ich bin, für mich selber überraschender Weise, plötzlich in Hamburg gelandet und arbeite an einer sehr anständigen Wochenzeitung.⁹¹ Es macht mir Freude, weil die Leute sehr nett sind und wir im Großen und Ganzen alle etwa einer Meinungsrichtung sind⁹² – da im übrigen die nicht gelernten Zeitungsleute überwiegen, ist der ganze Ton auch netter, wie das sonst nicht zu sein pflegt. – Ich muß gestehen, daß bei meinem Horror vor allem Journalismus, es erst allerlei Überwindung gekostet hat, dem ehrenvollen Ruf zu folgen, aber ich glaube es wird von den möglichen Dingen doch wohl das Richtigste für mich sein – man muß ja wohl auch zugeben, daß die Presse heute in Deutschland ganz andere und wirklich wichtige Aufgaben hat.

Eben hat mich noch eine Anfrage von meinem Vetter Kanitz aus Cappenberg erreicht, ob ich für ihn die Verwaltung seines Nassauer Besitzes übernehmen wollte, aber ich kann mich nicht recht entschließen; in einem verbombten Schloß in einer Stadt zu sitzen und einen restl[ichen] Stückel-Besitz zu verwalten mit sehr schwierigen Behörden-Verhältnissen und franz[ösischer] Besatzung! Als Selbstzweck macht es, glaube ich, nicht genug Spaß und als Aufgabe entbehrt es etwas der substanziellen Grundlagen – es ist eben, so traurig wie es ist, eine überholte Lebensform.

⁹⁰ Lesart unsicher. Vielleicht sind die Grafen von Goertz gemeint. Deren Gut in Brunkensen, nicht weit von Hildesheim, war offensichtlich von den Geschwistern Dönhoff bei ihre Flucht als letzter Treffpunkt verabredet. Dort erlebte Marion Dönhoff die deutsche Kapitulation (vgl. HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 314).

⁹¹ Diese Wochenzeitung ist natürlich die ZEIT. Die erste Ausgabe der ZEIT erschien am 21. 2. 1946 »unter Zulassung Nr. 6 der Militärregierung« (vgl. JANßEN; VON KUENHEIM; SOMMER, Die Zeit, S.24-25). Marion Dönhoff stieß Anfang März 1946 zur ZEIT (vgl. HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 349), ihr Debüt in der Zeitung hatte sie in Ausgabe Nr. 5, und zwar gleich mit zwei Beiträgen, »Totengedenken 1946« und »Ritt gen Westen« (vgl. JANßEN; VON KUENHEIM; SOMMER, Die Zeit, S. 37-38).

⁹² Diese »gründerväterliche« Eintracht wird in den nächsten zehn Jahren so weit schwinden, dass Marion Dönhoff aus Protest gegen die Entscheidung des Chefredaktors Richard Tüngel, einen Text des national-sozialistischen Kronjuristen Carl Schmitt in der ZEIT zu veröffentlichen (»Im Vorraum der Macht«, in: Die ZEIT, 29. 7. 1954), die Zeitung 1954 vorübergehend verlässt (vgl. JANßEN; VON KUENHEIM; SOMMER, Die Zeit, S. 110-114).

Bleibt à la langue gesehen die Frage übrig: soll man mit den 10'000 nach Australien auswandern?⁹³ Rein verstandesmäßig ist die Frage für mich ziemlich klar, denn ich bin überzeugt, daß dieses Land, nein, dieser Continent in unserem Sinne keine Zukunft mehr hat – Für unsere Lebenszeit wird das Chaos bzw. die provisorische »Ordnung«, die Jacob Burckhardt⁹⁴ so genau gesehen hat, wohl bleiben.

Was meinen Sie zu all diesen persönlichen Fragen? Für mich sind alle Entscheidungen darüber so besonders schwierig, weil ich nach dem Tod meiner armen Schwägerin Dodo⁹⁵ Vormund für Heinis Kinder geworden bin und darum nach irgendeiner Form von Existenz suche, bei der ich sie bei mir haben kann. –

In meiner neuen Tätigkeit habe ich mich noch nicht festgelegt auf ein bestimmtes Ressort, sondern arbeite überall ein wenig mit, um mich erst einmal zu informieren, werde aber wohl auf die Dauer im wissenschaftl. Teil enden. Sachlichkeit ist bei einer Zeitung auf lange Sicht wohl noch das erträglichste. – Äusserlich gesehen geht es mir ganz gut. Ich wohne bei netten Leuten, habe ein geheiztes Zimmer, was unendlich viel bedeutet, zumal wenn man tags über mit Hut und Mantel im Büro friert. Essensmässig ist es natürlich sehr dünn, seit die Brotrationen auf 3 Scheiben tägl. gesetzt sind und es Kartoffeln ohnehin nicht gibt. Aber ich habe einen Sack Carotten mitgebracht, und an denen nage ich zwischendurch, wenn das Gefühl der Leere allzu absorbierend wirkt. –

Ich hoffe so, daß ich bald wieder von Ihnen hören werde – ist der Weg über Heidelberg noch gangbar? Haben Sie meinen Brief via Brinkmann bekommen? Sehr von Herzen alles Liebe & Grüße den Kindern

Ihre

Marion

⁹³ Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm Australien rund 17500 Überlebende des Holocaust auf (vgl. KWIEFT, KONRAD, Australien, in: KROHN u.a. (Hgg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, Sp. 166.

⁹⁴ Jacob Burckhardt (1818-1897), Basler Historiker und Kulturwissenschaftler, berühmt vor allem aufgrund seines Werkes *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860) und der aus dem Nachlass herausgegebenen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* (1905). Für Salin war Burckhardt – der wie Nietzsche und nun auch er selbst Professor in Basel war – eine Referenzfigur, in dessen geistige und humanistische Tradition er sich durchaus einreichte, aber wohl auch sein nicht einfaches Verhältnis zu Basel präfiguriert sah; mit den beiden Persönlichkeiten setzte er sich eingehend in seinem Buch *Jacob Burckhardt und Nietzsche* (1938) auseinander (vgl. FÖLLMI, Edgar Salin, S. 85-87). [Hier ist wohl doch eher Carl Jacob Burckhardt gemeint!]

⁹⁵ Dorothea Gräfin Dönhoff, geb. von Hatzfeld-Wildenburg, genannt »Dodo«, Frau von Marions Bruder Heini Dönhoff. Sie starb am 19. April 1945 in Berleburg, nur knapp drei Wochen vor der deutschen Kapitulation (vgl. HARPPRECHT, Die Gräfin, S. 263).

ANHANG

Transkriptionen

Hier folgen die zeichen- und zeilengetreuen Transkriptionen der vorne in leserfreundlicher Gestaltung wiedergegebenen Briefe Marion Dönhoffs an Edgar Salin. Streichungen der Autorin sind in geschwungenen Klammern {...} gekennzeichnet; Hinzufügungen, die in der Handschrift meist über der Zeile stehen, werden in spitzen Klammern <...> wiedergegeben; Hinzufügungen des Herausgebers sind in eckigen Klammern [...] gesetzt. Vordruckte Briefköpfe u. dgl. sind *kursiv* wiedergegeben. Die Signaturen der jeweiligen Briefe im Archiv der Universitätsbibliothek Basel ist den Fussnoten zu entnehmen.

[1] *Friedrichstein*⁹⁶
Löwenhagen, Ostpreussen
den 28. VII. 1931

Sehr geehrter Herr Professor
Ich wollte Sie daran erinnern, daß
Sie versprochen haben diesen Sommer
nach Ostpreußen zu kommen
wir hoffen sehr dass Sie diesen
Plan noch nicht aufgegeben haben.

Mein Bruder würde sich ganz
besonders freuen, wenn Sie und Ihre
Frau Gemahlin in Ihrem wahrschein-
lich sehr reichhaltigen Ferienprogramm
ein paar Tage für Friedrichstein
erübrigen könnten.

[2] Eigentlich hatte ich während der Ferien
ins Ausland gehen wollen aber die
Notverordnung und die sich immer noch
zuspitzenden Zustände haben diesen Plan
durchkreuzt, und so werde ich wahr-
scheinlich in Königsberg auf eine
Bank gehen um die Zeit nutz-
bringend anzuwenden.

Es ist nutzlos zu sagen, wie immer
mehr erstklassiges Material an den
hoffnungslosen Schwierigkeiten dieser Zeit
zu Grunde geht, immer deprimierter
wird man und allmählich böse wie
ein Kettenhund. 250'000 Morgen
sind im letzten Jahr hier in Ostpreussen
zwangsversteigert worden, die ostpr. Land-

⁹⁶ UB Basel, NL 114, Fa 2000.

wirtschaft ist z. Zt. mit 1,4 Milliarden verschuldet und davon läuft ungefähr die Hälfte in kurzfristigen Krediten die mit [3] 20% verzinst werden müssen. Bis Mitte August muss die Hälfte des Golddiskont zurückgezahlt sein, 60% aller Wechsel [.] dazu kommen noch Verzugszuschläge von 120% aller Steuern und so geht es weiter. weiß Gott wie das werden soll. und doch hat das deutsche Volk eine Leidenfähigkeit die irgendwie in der östlichen Mentalität begründet liegt, und die scheinbar kaum zu erschüttern ist, das hat wieder einmal die Ruhe gezeigt mit der man die „Bankfeiertage“ seit 14 Tagen erträgt.

Aber schliesslich haben ja wohl wirtschaftliche Schwierigkeiten allein noch nie zum Untergang geführt, und daß das deutsche Volk moralisch und seiner menschlichen Qualität nach, trotz allem noch immer auf der Höhe ist, das bezweifle ich eigentlich keinen Moment.

Ich will Sie jetzt aber nicht länger langweilen sondern [4] lieber hoffen daß Sie im August oder wann es Ihnen geht, für ein paar gemütliche Tage herkommen werden. Ich hoffe von Ihnen diesbezüglich zu hören und bin, mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemahlin ganz gehorsamst zu empfehlen.

Stets Ihre
Marion Dönhoff

[1] *Friedrichstein*⁹⁷
Post Löwenhagen Ostpr.
den 22. X. 1932

Lieber und sehr verehrter Herr Professor
Darf ich Ihnen zunächst sehr herzlich danken für Ihr Telegramm und Ihren so überaus freundlichen Brief. Ehe ich Ihnen im Folgenden die Gründe zu beschreiben versuche, die mich nun doch für Frankfurt bestimmt haben, muss ich Ihnen, Herr Professor sagen, wie unendlich leid mir der Gedanke ist, nun nicht bei Ihnen arbeiten zu können. – Ich muß sagen, daß das, was letztendlich für mich neben Frankfurt immer wieder {diese Alternative} Basel als

⁹⁷ UB Basel, NL 114, Fa 2003-2004.

Alternative setzte, die Erkenntnis dieser betrübenden Tatsache war.

Denn das zeitliche Moment war bei mir eigentlich wieder ganz in Vergessenheit geraten und fast schäme ich mich darüber, daß ich auf dem besten Wege war, das Tempo der [2] Absolvierung zum Angelpunkt meines {Exa} Studiums zu machen. Ich habe es bisher immer, wenigstens zum größeren Prozentsatz als Selbstzweck betrachtet, und kann mir nur denken, dass in dieser Beziehung meine Familie einen schlechten Einfluss auf mich gehabt hat!

Die Bedenken, die Sie, Herr Professor, mir zur Erwägung gestellt haben, hätten mich an sich nicht wanken gemacht. Über die Arbeit als solche wären wir sicher zu einer Einigung gelangt, obgleich ich gestehen muss, dass mir die Freude an einer Siedlungsarbeit, hier ein wenig vergangen war, durch die namenlose Unobjektivität der verschiedenen Darstellungen und die Verzerrung einer so überaus wichtigen Frage in das Gebiet parteipolitischer Tendenz und wirtschaftspolitischer Schlagworte. – Und was die Basler Einsamkeit anbetrifft so kann ich sagen, dass mir die Substitution des menschlichen Herdentriebs als notwendige und hinreichende Bedingung zur Zu-[3] friedeneheit von jeher als durchaus fragwürdig erschienen ist. Und nachdem Sie mir in so freundschaftlicher Weise Ihr Haus geöffnet haben, wüsste ich wirklich nicht, woran es mir hätte fehlen sollen.

Weit mehr beeinflusst hat mich der Gedanke in dieser so unerhört interessanten Zeit, die so von Aktivität und Problemen aller Art erfüllt ist aus Deutschland fortzugehen und dafür, die mir im Grunde verhaßte und satturierte [sic!] Schweiz einzutauschen. –

Vielleicht sind das alles sehr wenig sachliche Erwägungen – abgesehen von der Tatsache daß der Schweizer Dr. in Deutschland nicht vollständig ist – aber ich bin sicher, Herr Professor [4] dass Sie Verständnis für meinen Entschluss haben werden und hoffe dass Sie mir weiterhin ihr Wohlwollen erhalten, an dem mir so viel gelegen ist.

Wenn Sie wieder nach Frankfurt kommen, so würde es eine ganz besondere Freude für mich sein, wenn Sie es mich wissen ließen oder mich gelegentlich anriefen.

(Meine Adresse dorten selbst ist Wiesenhüttenstr 11 b/ Herrn von Metzler.)

Indem ich bitte Ihrer Frau Gemahlin meine Empfehlungen zu sagen, bin ich verehrter Herr Professor

Ihre stets dankbare
Marion Dönhoff

[1] {*Graf Dönhoff-Friedrichstein*} *Friedrichstein*⁹⁸
Post Löwenhagen Ostpr.
Telf. Löwenhagen No. 41.

den 30. VIII. 1933

Verehrter Herr Professor

Ich habe ein sehr schlechtes Gewissen Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben und muss um Entschuldigung bitten, dass auch die Finkensteinsche Arbeit so wortlos an Sie abgegangen ist, aber es waren so viel Gäste den August über, dass ich nicht Herr über meine Zeit war und heute nachdem die letzten fort sind erleichtert aufatme und erst einmal die 3 Pferde ausgiebig bewegt habe.

So weit es unter diesen Umständen möglich war, habe ich angefangen im Archiv zu kramen, bisher mit, für meine Zwecke, keinem sehr positiven Ergebnis, was aber noch nichts heissen will. Heute werde ich richtig anfangen und freue mich [2] schon richtig darauf, es ist so amüsant, was man dabei alles entdeckt und erfährt.

Nur bleibt man natürlich dauernd bei an sich, (für mich) unwichtigen Dingen hängen und ich kann mich nie entschließen etwas ungelesen bei Seite zu lassen auch wenn ich genau weiß, dass es nicht dazu gehört.

Einstweilen habe ich nur sehr witzige und interessante familiengeschichtliche Dokumente ect. gefunden und mich daran erfreut. Wenn das so weitergeht brauche ich ein halbes Jahr nur um erst einmal bis zu dem eigentlichen Material vorzudringen.

Ich kann noch garnichts konkreter über den mutmaßlichen Umfang des notwendigen Materials sagen, habe aber den, vielleicht nur instinktiven Eindruck daß ich die Arbeit werde machen können – vielleicht ist hier auch nur der Wunsch der Vater des Gedankens.

Heini sagte mir, daß Sie eventuell im Ende des September[s] herauf kämen – wir freuen uns beide ganz schrecklich darauf und hoffen, daß Sie diesen Plan auf alle [3] Fälle realisieren werden. Jetzt habe ich nur eine Bitte an Sie, Herr Professor, und zwar: würde es möglich sein, dass Sie

⁹⁸ UB Basel, NL 114, Fa 2010-2011.

mich möglichst sofort wissen lassen wann ungefähr [sic!] wir Sie hier erwarten können.

All meine guten Vorsätze bezüglich meiner Ferienanwendung: viel lesen, viel arbeiten ect., sind nämlich etwas ins Wanken geraten nachdem meine Reiselust neuerliche und reichliche Anregung erfahren hat.

Kurz gesagt, die Sache ist folgende, meine Schwester ist auf einen Hirsch in Ungarn eingeladen und da haben wir daran gedacht eventuell, der „Kostendepression“ halber, zusammen im Auto herunter zu fahren und zwar würde das, ca 10. Sept. oder 15 vor sich gehen.

Wir wollen durch Polen fahren und an sich denke ich es mir sehr schön Warschau, Krakau Tchenstochau und all diese Plätze, die seit langem meine Phantasie beschäftigen ein mal wirklich zu sehen. Ganz sicher ist dies alles noch nicht, was ich aber zunächst und vor [4] allen Dingen gern wüßte ist aber, ob es möglich sein wird dass Sie Herr Professor im September herauf kommen und wann das sein wird, weil ich danach meine Pläne machen möchte.

Wenn es nicht zu unbescheiden ist, wäre ich sehr dankbar, wenn ich möglichst bald auf eine Antwort von Ihnen rechnen könnte, weil von meinen Entschlüssen wiederum die Pläne meiner Schwester abhängen.

Heini ist nach Berlin gefahren, hat mir aber eine Empfehlung an Sie aufgetragen mit den herzlichsten und aufrichtigsten Grüßen an Ihre Frau

bin ich Ihre
Marion Dönhoff

[1] *Friedrichstein*⁹⁹
Post Löwenhagen Ostpr.
Telefon Löwenhagen Nr. 1 u. 41
den 18. Sept. 1933

Verehrter Herr Professor
Ich vergass ganz die Garderoben
Frage zu beantworten: das einzig
wirklich wichtige sind dicke Stiefel
und sehr warme Sachen – anson-
sten ist nötig dunkler Anzug ect.

Frack ist ein Möbel, das man
hier zulande fast nur noch aus den
Erzählungen der Altvorderen kennt
und auch der Smoking wäre {vi}

⁹⁹ UB Basel, NL 114: Fa 2012.

eine unnütze Belastung für Sie.

Wir freuen uns alle sehr
auf Sie und erwarten Sie also
nach den 27.

Mit sehr herzlichen Grüßen
stets Ihre
Marion Dönhoff

[1]

*Friedrichstein*¹⁰⁰
Post Löwenhagen Ostpr.
Telefon Löwenhagen Nr. 1 u. 41

den Oktober 1933

Verehrter Professor

Ich stehe unendlich tief in Ihrer Schuld – das Bücherpaket ist angekommen und Ihr Brief, für den ich sehr herzlich danke. Ich bin sehr gerührt und dankbar dafür dass Sie mir die Bücher für den Winter leihen und werde sie wie meinen Augapfel hüten und über ihrem Wohlergehen wachen. Ganz besonders gefreut habe ich mich über Wirtschaft und Staat und finde es zu nett dass Sie es mir gegeben haben.

Wie sehr ich mich gefreut habe werden Sie kaum ermessen können. –

Meine Arbeit schreitet fort, jedes weitere Attribut nach der positiven Seite wäre übertrieben, denn ich bin immer noch nicht so weit wie ich schon vor 8 Tg. sein wollte aber ich rechne damit nächste Woche das Archiv fertig zu haben. Nachdem ich zu meinem nicht geringen Entsetzen, noch einen großen Schrank und eine überlebensgrosse Truhe – beide bis an den Rand gefüllt – entdeckt habe bin ich nunmehr am einräumen, registrieren und Anhänger schreiben. Einige sehr interessante Sachen sind dabei noch zu Tage gekommen und haben [2] natürlich das ihrige dazu getan, den Betrieb aufzuhalten: ein politisches Tagebuch aus Paris und Versailles während der Jahre 1756-1790 von jemanden geschrieben, der scheinbar dem Hof sehr nahe gestanden hat. Über die Provenience dieser Blätter habe ich leider nichts feststellen können nur dass sie jedenfalls von einem Franzosen, vielleicht einem Emigranten stammen. Ferner sehr viele Sachen aus der zeit von 1806/07 und 1813, alles historisch sehr interessante Sachen und für meinen Zweck von geringerer Bedeutung. –

Meine Mutter ist abgereist und Heini in Quittainen, so bin ich ganz allein zu Haus und genieße diesen Zustand eigentlich sehr – trotz aller Liebe zur Familie ist es auch ohne sie zuweilen ganz schön – zumal das Haus und alle Räume in so einer Stille viel mehr zu sagen und zu reden vermögen. – Daß Ihre Frau von meinem Nicht-Erscheinen Notiz nimmt finde ich rührend und

¹⁰⁰ UB Basel, NL 114, Fa 2013.

ich brauche wohl nicht zu versichern dass Basel für mich
nur unter dem Gesichtpunkt Ihres Hauses Gestalt
gewann, und darum dieses auch das Einzige ist, was
ich als Verlust empfinde.

Anbei die Auszüge über List [sic!], hoffentlich kommen
sie zur Zeit.

Mit den herzlichsten Grüßen
bin ich Ihre
Marion Dönhoff

[Dem Brief beiliegend ein Foto mit Bücherstapeln: »Herbst '33 / Friedrichsteiner Archiv / So sah es vor 14
Tg noch aus / und das nur ein Ausschnitt!«]

[1]

Sonnabend¹⁰¹

Verehrter Professor

Über den Ärger mit meiner Arbeit tröstet
mich nur die Schadenfreude daß Sie diesen ganzen
Unsinn lesen und corrigieren müssen – ein
hartes Stück in Anbetracht dessen daß die ganze
Sache viel zu lang geworden ist, worüber ich
recht entsetzt bin. Es wird wohl auf etwa
100 Seiten kommen ohne den „Anhang“ aber ich
wollte es nun einstweilen so lassen und
mich nicht mehr mit zusammenstreichen auf-
halten. –

Im übrigen gefällt mir die Arbeit als solche
– abgesehen von dem etwas unwissenschaftlichen*
„Plauderton“, an dem aber wohl die Materie
Schuld ist – jetzt besser. Negativ angeregt
durch die Ausführungen von Herrn Darré in
Odal Heft 12 (ich bringe es Ihnen mit) hat die
ganze Sache jetzt noch Gestalt und Sinn
bekommen; allerdings ist zunächst das neue Ka-
pitel darüber vernachlässigt worden und ich glaube

* da Sie ja aber von der Wissenschaft doch nichts halten,
macht das wohl nichts!

[2] nicht, daß ich ganz fertig werde hier – doch ist
die Hauptsache <bereits> in Reinschrift.

Montag!

Fast hätten sich unsere Briefe wieder gekreuzt!
Wäre ich nicht gestern unterbrochen worden und
Der Brief auf diese Weise liegen geblieben,
doch kann ich Ihnen nun gleich danken
und Ihnen sagen, daß ich versuchen werde am
15. Abends in Basel zu sein um
Den Vertrag mitzumachen. Ich will am
1. Oktober hier starten – mit Heini, über die
Route sind wir{d} uns noch nicht im Klaren
aber jedenfalls wollen wir{d} nach Cappenberg,

¹⁰¹ UB Basel, NL 114, Fa 2139.

Nassau ect. und ich will dan noch in
Frankfurt und Heidelberg kurz Station
Machen. –

Für Morgen erwarte ich eigentlich
Kommarells, doch haben sie eben im
Letzten Moment abgesagt, was mir recht
leid ist aber meiner Arbeit wohl ganz
dienlich sein wird.

Mit sehr herzlichen Grüßen für Sie
Und Ihr Frau
Ihre
Marion Dff

[1] *Graf Dönhoff-Friedrichstein* *Friedrichstein*¹⁰²
Post Löwenhagen Ostpr.
Tel. Löwenhaben No. 41

den 12 / September 1934

Verehrter Professor

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief – es
tut mir so leid daß die Reconvalence so lang-
sam vor sich geht und Sie nun wahrscheinlich
beide auf diese Weise von diesem herrlichen
Sommer wenig gehabt haben. –

Ich bin inzwischen mit einer Wurst
und einem Stück Käse bewaffnet von Friedrichst.
fortgezogen und sitze nun hier auf dem ehe-
maligen Gut meiner Mutter von dem nur noch
das mehr oder weniger uneingerichtete Haus
& ein sehr reizender Garten existiert. Ich hoffe
auf diese Weise mich selbst zu überlisten
und meine Arbeit einem baldigen Ende
entgegen zu führen, denn in Frst. kam ich
nie dazu und es wäre wohl auch nie etwas
geworden. An sich ist dies Leben herrlich, ausser
einem alten Gärtner, dem ich gelegentlich Kartoffel
graben helfe gibt es niemand hier der irgend-
welche Anforderungen an mich stellen könnte und
ich genieße dieses Leben ungestörter Unordnung
und zwangloser Unpünktlichkeit ungemein.

Zumal dieser Herbst so unbeschreiblich schön
ist, daß man meinen könnte, er wolle einen
[2] für die sonstigen Unbilden des Lebens entschädigen.

Oder sollte es der letzte sein dem in Ruhe zu
genießen uns vergönnt sein wird und der darum sich
noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit
offenbart? – „Herr, der Sommer war sehr groß!“

Das Einzige was ich sehr vermisse ist das
Reiten, es war unbeschreiblich schön jetzt und
am Morgen in Friedrichstein.

Ich werde zum 15. sicher in Basel sein
was meine Pläne vorher anbetrifft so bin
ich damit noch nicht ganz im Reinen, aber
die Fahrt nach Cappenburg wird wenn irgend

¹⁰² UB Basel, NL 114, Fa 2023

möglich durchgeführt.

Bis dahin sage ich Ihnen beiden sehr
herzliche Grüße & bin wie immer
Ihre
Marion Dönhoff

[1] San Bernardino¹⁰³
den 4. {Febr} März 1936

Lieber Professor – Seien Sie nicht böse ob
der hartnäckig beibehaltenen Anrede aber seit
ich – nicht ganz ohne Ihre Schuld! – meine konser-
vative Ader entdeckt habe fällt es mir schwer
mich an etwas anderes zu gewöhnen. Zumal
ich diesen Titel nicht als Attribut von „dero
Magistralität“ empfinde, sondern der Meinung
bin, daß es so etwas wie „Bedeutungswandel“
oder besser – Regression, individueller (pardon)
Art, Gott sei dank zuweilen noch gibt.

Nur um Eins bitte ich Sie: die „gleiche
Münze“ zurückzunehmen, da die obige, etwas
unklar formulierte Argumentation hierauf
keine Anwendung finden kann.

Wenn ich die zurückliegende Zeit über-
denke, so fällt es mir schwer, das in Sätze zu
fassen, was mich bewegt und mit traurigem
Herzen muss ich die Discrepanz feststellen die
zwischen meinem mangelnden Mitteilungsver-
mögen und der Intensität meiner Gedanken
[2] besteht. Sehen Sie, was diese Zeit in Basel
für mich gewesen ist, werden sie vielleicht viel
eher ermessen können als ich es heute vermag,
aber das wofür ich Ihnen heute <schon> danken möchte
ist dieses, daß ich glaube, die Spur von dem gefunden
zu haben, was ich in all den Jahren gesucht
habe – vielleicht ist es einstweilen nur die Spur
zu dem eigenen Selbst, von dem Sie schreiben,
und für das die „Lockungen der Ferne“ oft nur
der unendlich mühevollen Weg sind, den es zurück-
zulegen gilt. Vielleicht aber ist es auch mehr –
vielleicht ist es das Ahnen jener „Flamme“,
die es zu suchen und festzuhalten gilt und die
Erkenntnis jenes Satzes: Fehlt ihm der Mitte
Gesetz – treibt er zerstiebend ins All. –

Es {fällt ihnen} fällt mir schwer
zu denken, daß diese Basler Zeit so irgendwie
unbemerkt zu Ende gegangen ist & manchmal
erscheint sie mir wie ein nicht zu Ende gesprochener
Satz – es ist so als ob etwas in der Luft
hängen geblieben ist. Und doch ist es wohl so,
daß das Nicht-Erfüllte die meiste Zukunft
hat – und dann bin ich eigentlich auch wiederum

¹⁰³ UB Basel, NL 114, Fa 2024.

froh, weil ich etwas Furcht hatte vor dem abgeschlossenen Satz.

Ob es wohl ein Fehler ist, wenn man Andere ungern in sich hinein sehen lässt? Der Fuchs in der Falle macht es ja schließlich [3] auch nicht anders – er beißt sich lieber ein Bein ab, als daß er sich erwischen lässt!

Es ist dies vielleicht keine hinreichende Motivierung – aber ich bin halt ein wenig schwerfällig in diesen Dingen und es ist vielleicht besser wir lassen es dabei, daß Sie weiterhin das Konto: „raue Schale“ belassen!

Verzeihen Sie bitte den unleserlichen und konfusen Inhalt dieses Briefes, aber ich bin des Schreibens und Denkens zur Zeit so entwöhnt, daß es nicht besser geht.

Dieser Ort ist ganz herrlich und wir genießen alle die Ruhe und Ausgeglichenheit eines solchen Ski-Lebens ungemein – nur ist es wirklich zu schade, daß Sie alle nicht hier sind. Heini und ich wollen Ende der Woche nach St. Moritz, die andern müssen schon früher nach Haus und können diese Tour nicht mehr mitmachen.

Leben Sie wohl lieber Professor und auf bald. Ihnen beiden alles Liebe

Marion

[1]

Oxford¹⁰⁴
den 9. Juni 1935

Ihr Brief war eine große – fast hätte ich gesagt – unverdiente Freude, lieber Professor, für die ich Ihnen herzlich danke! Doch sagten Sie zu meiner Betrübniß darin nichts über Charlotte: was sie treibt, wie es ihr geht, ob sie fröhlich ist und wieder malt usw. Aber ich nehme an, daß dieses Schweigen ein gutes Zeichen ist. Und die Kinder? Einstweilen hoffe ich noch daß nichts dazwischen kommt, und ich vor meiner Rückkehr nach Ostpreußen auf ein paar Tage nach Basel fahren kann. Obgleich der 12. Juli – an den Sie sich erstaunlicher Weise erinnern – ein bedenklicher Faktor ist!

Dieses Land ist ein erstaunliches Erlebnis für mich – erstaunlich vielleicht darum, weil ich ja schließlich in dem Nachkriegs-Deutschland aufgewachsen bin, und die Begriffe der Stabilität und Steadiness für mich völlig neue sind. Manchmal glaube ich in ein vollständig anderes Zeitalter verlegt zu sein. Es ist unglaublich wie anders hier alles

¹⁰⁴ UB Basel, NL 114, Fa 2025.

ist, die Menschen, das ganze Leben und alle Begriffe.
[2] Ihr Brief, dessen Einstellung sich weitgehend mit dem hiesigen Aspekt deckte, ist am 18. Mai geschrieben – seither ist hier die Stimmung auf Grund der Hitlerrede merklich umgeschlagen und man beurteilt die Situation mit mehr Ruhe und Hoffnung auf die Möglichkeit einer Erhaltung des Friedens in Europa. Auch der Wechsel im Außenministerium wird allgemein gedeutet als Beweis für die Bereitwilligkeit mit Deutschland zu verhandeln resp. zusammen zu arbeiten wofür Simon keine Gewähr zu sein schien. Es wäre sehr interessant zu wissen wie Sie heute die Lage beurteilen. Ich persönlich glaube ja nicht, daß noch viel zu wollen ist. Die Vorgänge in Italien beweisen nur zu deutlich welches {Weg} Schicksal diesen Systemen vorausbestimmt ist. „They are bound[“] irgendwann einmal Fiasko zu erleiden Wenn erst einmal alles gründlich verfahren und ruiniert ist kann nur der „ehrentvolle“ Tod auf dem Schlachtfeld – auch wenn es nur <gegen> barfüßige Abessinier geht – helfen. Aber schließlich hat Mussolini ja immerhin eine Reihe von Jahren gebraucht bis es so weit war, also wenn man danach urteilen kann, so haben wir ja wohl noch eine Galgenfrist vor uns.

[3] Was machen Ihre Pläne bezüglich einer Englandreise? Ich wage nicht Ihnen zuzureden weil es für Charlotte vielleicht kein sehr erfrischender Klimawechsel wäre. Es ist unbeschreiblich kalt und seit ich hier bin habe ich noch nicht einen Tag gehabt der wirklich schön war. Entweder regnet es, oder es herrscht eine geradezu winterliche Kälte – die Sonne erscheint nur sehr selten und wenn, dann begleitet von orkanartigen Stürmen.

Es ist zu schade und ich komme garnicht recht zum Genuß dieser wirklich herrlichen Stadt und vor allem der unvergleichlich schönen Landschaft. Es ist merkwürdig wie stark ich das Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser Landschaft empfinde (vielleicht nur weil es irgendwie an die Friedrichsteiner Niederung erinnert?) Es ist so phantastisch weit alles, und unberührt und ich sehe ein daß es ein Irrtum ist, seinen Acker zu bestellen, die Natur zu verschandeln und im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen – ich glaube wir sind doch zum Jagen und reiten mehr geschaffen oder jedenfalls ist es entschieden lebenswerter!

Ich will noch bis über das Ende des Term hinaus hier bleiben also bis etwa Ende des Monats {hier} {bleiben} und dann noch auf ca 8 Tg nach London [4] um verschiedene Leute zu sehen. Zwischendurch werde ich, wenn möglich per Rad, Südengland (also Cornwall) etwas erforschen und für ein paar Tage nach Glyndbourne zu den Mozart-Festspielen gehen um K. Ebert zu sehen und vielleicht das Konzert von A. Bru[sch?] zu hören.

Von Friedrichstein kommen ganz gute Nachrichten

– ich {habe} spüre einen Anflug von Heimweh
wenn ich an Pfingsten denke , an die festlich ge-
schmückte hl. Kirche in Löwenhagen und den üblichen
sonntäglichen Gang durch den Pferdestall, an Sonne
und die fröhliche Feiertagsstimmung, die es hier
nicht gibt – so mit Posaunenchor und allem
was dazu gehört!

Leben Sie wohl und von Herzen alles
Gute für Sie und Charlotte

Marion

P.S. Fast hätte ich vergessen für den großartigen Gedanken
der Spende zu danken. Ich finde es herrlich so ohne
alle Mühe populär zu werden!

[1]

Friedrichstein¹⁰⁵
den 24 / VI 36

Verzeihen Sie, lieber Professor, dass ich Ihnen
neulich mein „Werk“ so wortlos zuschickte
und überhaupt so lange nichts von mir hören
ließ, aber so ein Sommer ist wenig dazu
angetan einen länger am Schreibtisch zu halten
als dringend nötig – doch will ich heute
Versäumtes nachholen und Ihnen ausführlich
von hier berichten.

Übrigens halte ich von Herrn Dockshorn (?)
einen Brief der um Material für eine
Arbeit über Siedlung bittet resp. um Vermittlung
an die diesbezüglichen Quellen des Instituts in
Königsberg. Ob es lohnt, für ihn große Um-
stände zu machen? Dann bin ich gern bereit
mir Zeit zu nehmen und werde versuchen ihm
etwas Verständiges in Kbg. zusammen zustellen
Aber da das Sichten auf diesem Gebiet ja nicht
so ganz einfach ist würde ich es gern nur
tun, wenn es sich nach Ihrer Ansicht lohnt und
[2] Ihnen persönlich etwas daran liegt – dann
natürlich mit tausend Freuden. Einstweilen werde
ich ihn mal mit wenigen Traktätchen vertrösten.
Wenn man auf den einschlägigen Stellen in Königs-

berg herumläuft könnte man schon Einiges zu-
sammen finden.

Heini ist seit Anfang Juni für 4-6 Wochen
auf dem Truppenübungsplatz in Arys und ich bin
daher vollkommen verwaist und nur durch das [Mehr]
an Arbeit und nur auf sachlichem Gebiet dadurch

¹⁰⁵ UB Basel, NL 114, Fa 2032.

entschädigt. Er hat sehr viel Freude an diesem Soldatenleben und an der komprimierten Ausbildung – und ist wirklich mit Leib und Seele Soldat was man ja bei ihm nicht so ohne weiteres annimmt.

An sich ist er beim Reiter-Regiment in Insterburg als Leutnant der Reserve „angestellt“ wie es heute heißt, aber z. Zt. mit dem ganzen Regiment auf dem Truppenübungsplatz – einem Platz von gewaltigem Ausmaß 30 km im Quadrat.

Meine eigene Arbeit läßt sich schwer umreißen da sie recht vielseitig ist und nach keiner Seite fest begrenzt wird. Nur in der Hinsicht vielleicht, daß sie sich vorwiegend im Büro & am Schreibtisch [3] abspielt, da mir die Außenwirtschaft im Detail doch zu fremd ist, mich auch eigentlich – wohl darum – nicht sonderlich interessiert. Ich hatte zunächst einmal die Aufgabe, die etwas vernachlässigte Verwaltung, des durch Friedrichstein mit bewirtschafteten Grundbesitzes meiner Mutter und meines jüngsten Bruders im Hinblick auf die technische Organisation der Verwaltung zu überprüfen, womit in erster Linie Arbeiten im Grun[d]buchamt & auf dem Kataster nötig wurden, Pachtverträge, kleinere Verkäufe Verhandlungen mit dem Rechtsanwalt und dgl. mehr. Ferner bin ich dabei eine Reihe von Statistiken für die einzelnen Güter anzulegen mache Finanzierungspläne usw.

Ich bin mir eigentlich noch nicht darüber klar ob dies auf die Dauer die richtige Beschäftigung für mich ist – und wundere mich zuweilen darüber, daß eine solche Fragestellung überhaupt für mich entstehen kann. Ich hatte viel eher gedacht daß Ihre Warnung mich nicht kopfüber in diese Tätigkeit zu verlieren eine nur allzu-große Berechtigung hätte! Es ist natürlich herrlich in Friedrichstein zu sein und die Arbeit für Friedrich-[4] stein macht mir natürlich auch Freude – wenngleich ich mir darüber klar bin daß jeder Andere sie genau so gut wahrscheinlich besser machen würde – und persönlich eigentlich froh bin, wenn ich dann abends wieder an meinen Büchern sitze und das betreibe was mich interessiert. Aber Interessen, die man zum hauptamtlichen Beruf erhebt hören ja gewöhnlich damit auf interessant zu sein – so wie Zeitschriften sobald man sie aboniert, schlecht werden – auch darüber bin ich mir klar!

Ich muß sagen daß mir das Studium der Ökonomie nicht nur die theoretische sondern auch die praktische Ökonomie gründlich verleidet hat. Manchmal überlegen wir was wir alles tun würden wenn wir sehr viel verdient haben, was für Anlagen wir bauen werden, was für Maschinen einstellen, riesen Meliorationen, Wegebauten & Züchtungen anlegen dann denke ich gewöhnlich, daß wenn ich „wahnsinnig“ viel Geld hätte ich der Erzeugungsschlacht „ein Schnäppchen schlagen“ {würde} möchte, einen ganz großen Sumpf oder ein Bruch mit etwas Heide, Moos & Wald kaufen würde

[5] und kein Mensch dort je etwas anbauen oder pflanzen dürfte. Dann würde ich mir ein paar Schafe halten & Pferde, auf die Jagd gehen und eine herrliche Bibliothek haben. Wär das nicht schön?

Wir waren neulich in [Müncheberg] im Kaiser-Wilhelm Institut was höchst interessant war – ich muß sagen diese Leute sind ja eigentlich auch zu beneiden – wahrscheinlich ist die wissenschaftliche Betätigung doch die befriedigendste [sic!]. Sehr schade war das [sic!] Finkenstein nicht herauf kam, ich schrieb ihm nach Hamburg und hoffte er würde auf ein paar Tage kommen, was er mir in Berlin eigentlich versprochen hatte, habe aber nie etwas von ihm gehört. Ich weiß nicht ob er es vielleicht über genommen hat, daß wir seine Frau nicht (expressis verbis!) mit einladen? Ich kenne ihn zu wenig um das beurteilen zu können. Wenn ja, so müssen Sie das wieder in Ordnung bringen!

[6] Was macht das Seminar und wer ist von den alten Komilitonen noch da? Kobbert sah ich flüchtig in Berlin er scheint ganz gut zu florieren und ist sehr zufrieden. Ist Schweitzer noch da und Kitamura?

Ich hoffe sehr auf einen gelegentlichen Brief vor allem zu hören wie es Charlotte geht was die Kinder machen und wie es in Burg aussieht. Mitte August kommt mein Bruder aus Afrika mit Frau und Kind nach 5 Jahren zum ersten Mal ein sehr spannendes fast etwas beängstigendes {Augenblick} Ereignis.

Und dies Geschmier müssen Sie lesen! Aber ich höre auch auf und bin todmüde (dies zu meiner Entschuldigung) Ich stehe nämlich jeden Morgen um 6 Uhr auf woran ich mich bis heute noch nicht ganz gewöhnt habe!

Leben Sie wohl lieber Professor Ihnen allen besonders aber Charlotte von Herzen sehr viel Schönes und Gutes

Marion Dönhoff

P.S. Ob Sie wohl noch ein kleines rotes Buch von mir haben (eine alte recht langweilige betriebswirtschaftl. Arbeit über Friedrichstein von Diplom Landwirt Schmidt (?) ? oder Sommerfeld (?)

Ich habe es aus Basel nicht zurückgebracht und die Bibliothek mahnt mich schon zum 3. Mal.

[7] Nun habe ich doch noch etwas vergessen: Sie sagten einmal, ich sollte [Sering] meine Arbeit schicken für die er sicher Interesse hätte. ?

Ich finde es einigermaßen unbescheiden den alten Herrn damit zu belästigen, aber ich würde ihn ja so sehr gern einmal sehen und sprechen und denke daß sich das vielleicht auf Grund dieser „Anknüpfung“ ergibt und möchte es darum eigentlich doch tun. Schreiben Sie mir doch bitte ein Wort was ich tun soll, auch gegebenen-

falls seine Adresse die ich nicht kenne.
Oder würden Sie ihm die Arbeit schicken?
Wir sind alle von ca 1-14 Aug.
zur Olympiade in Berlin – ob Sie wohl in
der Zeit einmal dort sind?
Allerherzlichst Marion

[1] MD

14 / IX 38¹⁰⁶

Lieber Professor
Ich will Ihnen gleich danken
für die große Freude die mir Ihr Brief
bereitet hat – wer weiß auch wie lange
man dazu noch Zeit hat.

Auch mir ist es so gegangen, daß
jedesmal wenn ich zur Feder greifen
wollte, der Mut versagte vor der Fülle
der Dinge, die zu bereden waren.

[2] Besonders stark habe ich das damals
empfunden als ich Ihr Buch las
das so lebendig und intensiv all das
was uns alle, während der letzten Jahre in
immer steigendem Maaße beschäftigte,
zu einer groß geschauten Welt gestaltet
hat. Wie ausweglos sind diese
Perspektiven. Vielleicht ist es ein Trost
zu wissen daß es eine große dtsh. Ver-
gangenheit gibt.

Leben Sie wohl und seien Sie
unbesorgt um unser Schicksal – wenn
[3] die persönlichen Aufgaben und Schicksale
so klar vorgezeichnet sind gibt es
keine Unsicherheit und Besorgnis.

Allerherzlichst
M

[1] {*Spanden bei Mühlhause (Kr. Pr. Holland),¹⁰⁷*
Fernruf: Schlodien Nr. 09 – Bahnst.: Döbern, Ostpr.}

Campulung den 7 / VI 39

In Bukarest fand ich Ihren Brief vor, lieber Professor
für den ich Ihnen herzlich danke. Bei diesem zigeunerhaften
Leben kommt man nicht zum Schreiben, jeder Tag bringt
etwas Neues und Schönes und die Abende sitzt man trunken von
örtlichem Wein und hört den Zigeunern zu. Alle Unrast Euro-

¹⁰⁶ UB Basel, NL 114, Fa 2040.

¹⁰⁷ UB Basel, NL 114, Fa 2043.

pas ist hinter uns geblieben und die Erinnerung an Vergangenes gleichermaßen ausgetilgt wie die Sorgen um die Zukunft.

Wie schön ist die Welt wenn man in ihr lebt wie diese Völker die ihre Ziegen hüten und Flöte blasen, heute wie vor 2000 Jahren. Jetzt sind wir schon 4 Wochen unterwegs: Ungarn Siebenbürgen Dobrudscha Schwarzes Meer, Bukowina und [2] jetzt durch die Marmarosch, Karpathen Ukraine und Slowakei zurück. Wunderbar ist dieses Land und vollkommen unberührt vom Fortschritt der letzten 100 Jahre und jeglichen touristischem Verkehr.

Wenn ich wieder zu Haus bin, schreibe ich einmal länger und sauberer einstweilen nur dies arg beschmutzte Zettelchen.

Herzliche grüßend wie immer
MD

[1] den 22. V 40¹⁰⁸

Lieber Professor – Wenn ich so schöne Briefe schreiben könnte wie Sie, würden sie öfter von mir hören so aber fehlt mir die Möglichkeit in Worte zu fassen was mich bewegt. Mein halb rustikales halb technisiertes in beiden Fällen aber atemberaubendes Leben ist keine gute Stellung für diese Dinge.

Es ist schwer erträglich sein Leben hier mit den alltäglichen Sorgen und Aufgaben weiterzuleben während da draußen das Schicksal Europas sich entscheidet und Ströme von Blut fließen. Man ist hier auch so weit vom Schuß, daß man sich bar keine Vorstellung machen kann von dem was dort vorgeht. Heini & Dieter sind auch dabei.

Wir sind hier mit allem

[2] sehr spät dran, die Kartoffeln und tlw. auch die Rüben sind noch immer nicht im Boden.

Der von Ihnen zitierte 100 jährige Kalender hat grundsätzlich sicher Recht, aber gegen Sonnenflecken und ihre unkontrollierbaren Einflüssen kann er auch nicht an.

Ich glaube wohl daß Eka, der in diesen Dingen immer sehr pessimistisch war, richtig gesehen hat. Vielleicht bringt uns seine derzeitige Heimat andere Erkenntnisse und Möglichkeiten aber ich glaube es nicht

Von Herzen sehr viel Liebes
Ihnen & den Kindern

M

¹⁰⁸ UB Basel, NL 114, Fa 2046

[1] Graf Dönhoff-Friedrichstein

Friedrichstein¹⁰⁹
Post Loewenhagen Ostpr.
Tel. Loewenhagen No. 76
den 20. Dez 1942

Lieber Professor –

heute ist der 5. Sonntag seit die nicht zu fassende Nachricht kam – ich hatte Heini noch am Abend zuvor bis Steinort begleitet von wo er am Morgen früh aufbrach um die Kuriermaschine zu erreichen – am selben Abend kam dann ein Telefon aus Smolensk, daß die Maschine zwischen Kowno und Wilna bei einer Notlandung zu Stück gegangen sei.

Auch ich wußte, daß er eines Tage nicht wieder kommen würde, über jedem Abschied stand zitternd die Frage wird dies der letzte sein? – und dann das lange Warten auf Nachricht, das Hoffen und Fürchten – und doch war auch die Sorge schön, die doch irgendwie noch ein Besitztum ist.

Und wenn es dann eingetreten ist dieses Unvorstellbare, dann ist doch wieder alles ganz anders – nicht so wie bei den anderen, die {das} da draußen unter fremdem Himmel ruhen und deren Tod wie eine dunkle Nacht alles Gewesene und Gemeinsame zudeckt so daß nichts zurückbleibt als Hoffnungslosigkeit, Armut, Verlassenheit und Verzweiflung. Bei ihm ist es anders – diese grosse Gelassenheit und Sicherheit die er im Leben hatte, dieses wunderbare Vertrauen und die Gewißheit – dies alles ist so stark gewesen daß er es wie ein Vermächtnis zurückgelassen hat. Ich habe nie gedacht, daß es so etwas gibt, eine so unverlierbare Zusammengehörigkeit ein so unzerreißbares Verbundensein auch über die Grenzen dieser Erscheinungswelt hinaus.

Er gehörte zu den Wenigen, die diese Zeit nicht [2] unstet und fahrig gemacht hat – von Mal zu Mal erschien er mir geschlossener und konzentrierter, bei diesem letzten Zuhause-Sein war er eigentlich schon ganz entrückt und ohne Schwere und weit hinaus über die Dinge dieser Welt – nur Friedrichstein das war noch seine Welt, wie hat er an allem hier gehangen und jeden Baum geliebt und jedes Tier und all die Menschen die sich immer stärker um ihn als ihr Haupt und ihre Mitte vertrauensvoll zusammenschlossen. Wie vieles bleibt da nun unvollendet, ungetan und nicht ausgeschöpft.

Wie gleicht ein solcher Besitz dem Ton in des Töpfers Hand – alles war auf ihn zugeschnitten, hatte durch ihn erst seine Prägung bekommen – das äussere Gesicht und auch die innere Ordnung und Ausgewogenheit: das Schloß, der Park, die Wirtschaft. Über jedem einzelnen Betrieb hat er in den wenigen Tagen seines letzten Urlaubs noch eine lange Niederschrift gemacht und auf Jahre hinaus für jedes Gut die Richtlinien der Weiterentwicklung und der notwendigen Umstellungen festgelegt.

Das Schicksal hat wohl schon einige Male nach ihm gegriffen, aber dieses „Streifen seines Flügels“, hatte ihn nur beschwingt und ihn nicht unsicher oder gar traurig gemacht – er war im {letzten} Herbst einmal verwundet worden, aber schon nach 3 Wochen wieder herausgegangen um sein Batt. nicht zu verlieren an dem er sehr hing; damals sind wir zum letzten

¹⁰⁹ UB Basel, NL 114, Fa 2051.

Mal alle zusammen gewesen weil es sich zufällig so fügte daß auch Dieter und mein jüngster Bruder auf Urlaub waren.

Ja, ich fände es sehr schön, wenn Sie ein paar Worte über ihn schreiben würden – ich habe es mir auch vorgenommen um für die Kinder ein klein wenig von dem Geist und Wesen des Vaters zu bewahren.

Noch ist alles ganz unwirklich und ich habe das Gefühl als ob das was vorgeht nur ein Stück ist das abläuft mit lauter fremden Rollen. Wirklichkeit scheint nur das zu sein, was nicht mehr ist – aber was ist überhaupt Realität, was Sein und was Schein? Oft weiß ich nicht ob er tod ist oder ich – wie fern ist das Leben.

Ich gedenke Ihrer in herzlicher Verbundenheit und danke Ihnen für den Brief und das sehr sehr schöne Buch in dem ich noch viel lesen werde.

Sehr von Herzen

M

[1]

den 4. Dez. 44¹¹⁰

Ihr Guten – Pünktlich am 2. Dez. lagen Eure Geburtstagswünsche auf meinem Schreibtisch, ich war wirklich tief gerührt zumal Ihr eigentlich die einzigen ward, die an diesen mittlerweile wirklich sehr belanglosen Tag, gedacht habt – meine Familie hat{te} es ganz vergessen!

Aber es gibt ja auch so viel anderes zum denken und das normale Leben mit seinen Daten und Gebräuchen liegt so fern zurück, daß man sich kaum noch daran erinnert und sich auch nicht vorstellen kann, daß man noch einmal dazu zurückkehrt. Umso dankbarer empfindet man jeden Gruß der {ar} einen an Gemeinsames – auch wenn es längst vergangen und zerronnen ist – erinnert.

14 Tg zuvor kam Ihr köstliches Liebesgaben-Päckchen mit den Zigaretten an – wirklich ein unvorstellbares Ereignis, denn ich war zum ersten Mal, bar aller Zuwendungen von nicht rauchenden Freunden, auf meine [2] spärliche Tagesration angewiesen. Tausend Dank es war wirklich eine große Freude! Uns geht es noch immer leidlich gut – Dieter ist noch da, viele andere sind fort und auch aus den Betrieben [wurde] fast alles eingezogen. Trotzdem ist die Herbstbestellung fertig geworden.

Ja, was soll ich von hier erzählen? Das

Leben – wenn man es so nennen will, geht weiter ohne daß man viel dazu tun kann oder es daran hindern könnte, die Zahl der Gräber wächst und man lernt allmählich, daß dieses immerwährende Abschiednehmen einen anderen

¹¹⁰ UB Basel, NL 114, Fa 2053.

Sinn hat, und nur zu ertragen ist in der
Gewissheit jenes stolzen unabhängigen Wortes
„Leben wir, so leben wir dem Herrn“

Man wird allmählich ein Fremd-
ling in dieser Welt und versteht nicht, daß
alle Menschen sie so wichtig nehmen – mir
scheint sie nur eine flüchtige Wohnstädte [sic!]
und jener andere Bereich der so viele Leben auf-
genommen hat, viel vertrauter und heimat-
licher. Leben Sie wohl, und seien Sie sehr be-
dankt für all Ihre Freundschaft.

Ihre
Marion

[Am Rand:] Ich schrieb einmal vor ca 4 Wochen, bekam den Brief
aber zurück, weil der Absender vergessen war anzugeben
oder irgendeine ähnliche Formvorschrift nicht beachtet war

[1] Hamburg¹¹¹
Klopstock-Fontenay 7
1946

Lieber Freund – Welche Freude zu wissen, daß
dieser Brief Sie auf kürzestem Wege erreichen wird und G[oer]tz¹¹²
Ihnen genauestens über alles berichten kann – wie gern
käme ich mit! aber wann wird es dazu einmal kommen?

Ich bin, für mich selber überraschender Weise, plötzlich
in Hamburg gelandet und arbeite an einer sehr anständigen
Wochenzeitung. Es macht mir Freude, weil die Leute sehr nett
sind und wir im Großen und Ganzen alle etwa einer
Meinungsrichtung sind – da im übrigen die nicht gelernten
Zeitungsleute überwiegen ist der ganze Ton auch netter wie
das sonst nicht zu sein pflegt.– Ich muß gestehen, daß
bei meinem Horror vor allem Journalismus, es erst
allerlei Überwindung gekostet hat, dem ehrenvollen Ruf zu
folgen, aber ich glaube es wird von den möglichen Dingen
doch wohl das Richtigste für mich sein – man muß ja wohl
auch zugeben, daß die Presse heute in Deutschland ganz
andere und wirklich wichtige Aufgaben hat.

Eben hat mich noch eine Anfrage von meinem Vetter
Kanitz aus Cappenberg erreicht, ob ich für ihn die Verwaltung seines
Nassauer Besitzes übernehmen wollte, aber ich kann mich nicht
recht entschließen; in einem verbombten Schloß in einer
Stadt zu sitzen und einen restl. Stückel-Besitz zu verwalten
mit sehr schwierigen Behörden Verhältnissen und franz. Besatzung!
Als Selbstzweck macht es glaube ich nicht genug Spaß und
als Aufgabe entbehrt es etwas der substanziellen
Grundlagen – es ist eben, so traurig wie es ist, eine
überholte Lebensform.

Bleibt à la langue gesehen die Frage übrig: soll
man mit den 10 000 nach Australien auswandern. Rein

¹¹¹ UB Basel, NL 114, Fa 2055.

¹¹² Lesart unsicher.

verstandesmäßig ist die Frage für mich ziemlich klar denn ich bin überzeugt daß dieses Land, nein dieser Continent [2] in unserem Sinne keine Zukunft mehr hat – Für unsere Lebenszeit wird das Chaos bzw. die provisorische „Ordnung“ die Jakob [sic!] Burckhardt so genau gesehen hat, wohl bleiben.

Was meinen Sie zu all diesen persönlichen Fragen? Für mich sind alle Entscheidungen darüber so besonders schwierig, weil ich nach dem Tod meiner armen Schwägerin Dodo, Vormund für Heinis Kinder geworden bin und darum nach irgendeiner Form von Existenz suche, bei der ich sie bei mir haben kann. –

In meiner neuen Tätigkeit habe ich mich noch nicht festgelegt auf ein bestimmtes Ressor [sic!] sondern arbeite überall ein wenig mit um mich erst einmal zu informieren werde aber wohl auf die Dauer im wissenschaftl. Teil enden[.] Sachlichkeit ist bei einer Zeitung auf lange Sicht wohl noch das erträglichste. – Äusserlich gesehen geht es mir ganz gut. Ich wohne bei netten Leuten habe ein geheiztes Zimmer was unendlich viel bedeutet, zumal wenn man tag[sic!] über mit Hut und Mantel im Büro friert. Essensmässig ist es natürlich sehr dünn, seit die Brot-rationen auf 3 Scheiben tägl. gesetzt sind und es Kartoffeln ohnehin nicht gibt. Aber ich habe einen Sack Carotten mitgebracht und an denen nage ich zwischen- durch wenn das Gefühl der Leere allzu absorbierend wirkt. –

Ich hoffe so, daß ich bald wieder von Ihnen hören werde – ist der Weg über Heidelberg noch gangbar? Haben Sie meinen Brief via Brinkmann bekommen? Sehr von Herzen alles Liebe &

Grüße den Kindern

Ihre
Marion

BIBLIOGRAPHIE

Quellen

Gedruckte Schriften

- Dönhoff, Marion, Entstehung und Bewirtschaftung eines ostdeutschen Grossbetriebes: Die Friedrichsteiner Güter von der Ordenszeit bis zur Bauernbefreiung, Königsberg 1935.
- Dönhoff, Marion, Kindheit in Ostpreussen, 8. Aufl. 1990.
- Dönhoff, Marion, Namen, die keiner mehr nennt: Ostpreußen – Menschen und Geschichte, Kreuzlingen; München 2004.
- Dönhoff, Marion, Was mir wichtig war: Letzte Aufzeichnungen und Gespräche, 2. Aufl., Berlin 2002.
- Dönhoff, Marion, »Um der Ehre willen«: Erinnerungen an die Freunde vom 20. Juli, Berlin 1994.
- Dönhoff, Marion, Zivilisiert den Kapitalismus: Grenzen der Freiheit, Stuttgart 1997.
- Dönhoff, Marion; Burckhardt, Carl Jacob, »Mehr als ich Dir jemals werde erzählen können«: Ein Briefwechsel, hg. von Ulrich Schlie, Hamburg 2008.
- George, Stefan, Der Stern des Bundes, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 8, Stuttgart 1993.
- Kantorowicz, Ernst H., Das geheime Deutschland: Vorlesung gehalten bei Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit am 14. November 1933, hg. von Eckhart Grünewald, in : Benson, Robert L.; Fried, Johannes, (Hgg.), Ernst Kantorowicz: Erträge der Doppeltagung, Institute for Advanced Study, Princeton, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt, Frankfurter historische Abhandlungen, Bd. 39, Stuttgart 1997, S. 77-93.
- Kantorowicz, Ernst H., Kaiser Friedrich der Zweite, Hauptband u. Ergänzungsband, 7. u. 4. Aufl., Stuttgart, 1994.
- Rilke, Rainer Maria, Werke: Kommentierte Ausgabe, hg. von Manfred Engel, Ulrich Füllenborn, Horst Nawlewski, August Stahl, 4 Bde., Frankfurt am Main; Leipzig 1996. [=KA, Band, Seite]
- Salin, Edgar, Jacob Burckhardt und Nietzsche, Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1937, Basel 1938.
- Salin, Edgar, Platon und die griechische Utopie, München; Leipzig 1921.
- Salin, Edgar, Die Tragödie der deutschen Gegenrevolution, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Bd. 1, hg. von Hans-Joachim Schoeps, Leiden 1948, S. 193-206.
- Salin, Edgar, Um Stefan George: Erinnerungen und Zeugnisse, 2. Aufl., München; Düsseldorf 1954.
- Salin, Edgar, Wirtschaft und Staat: Drei Schriften zur deutschen Weltlage, Berlin 1932.
- [Schlabrendorff, Fabian von,] Offiziere gegen Hitler: Nach einem Erlebnisbericht von Fabian v. Schlabrendorff, bearb. und hg. von Gero von S. Gaevernitz, Zürich 1946.

Wolters, Friedrich, Stefan George und die Blätter für die Kunst: Deutsche Geistesgeschichte seit 1890, Berlin 1930.

Archivalien

Nachlass Edgar Salin, Archiv der Universitätsbibliothek Basel: UB Basel, NL 114.

Dönhoff-Archiv, Crottorf:

Signatur nicht bekannt.

Staatsarchiv Basel-Stadt:

StABS.

Literatur

BORN, KARL ERICH, Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1977.

BÖSCHENSTEIN, BERNHARD; EGYPTIEN, JÜRGEN; SCHEFOLD, BERTRAM; VITZTHUM, WOLFGANG GRAF (Hgg.), Wissenschaftler im George-Kreis: Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft, Berlin 2005.

CONZE, ECKART, Aufstand des preußischen Adels: Marion Gräfin Dönhoff und das Bild des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 51, Stuttgart 2003, S. 483-508.

DOMARUS, MAX, Hitler: Reden und Proklamationen, komm. von einem deutschen Zeitgenossen, Bd. 1,2, 1935-1938, München 1965.

FÖLLMI, ANTON, Edgar Salin – sein Leben und Denken, in: Georg Kreis (Hg.), Zeitbedingtheit – Zeitbeständigkeit: Professoren-Persönlichkeiten der Universität Basel, Basel 2002, S. 72-95.

FUHRMANN, HORST, Ernst H. Kantorowicz: der gedeutete Geschichtsdeuter, in: Ders. Überall ist Mittelalter: Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit, 3. Aufl., München 1998, S. 252-270.

GRÜNEWALD, ECKHART, »Übt an uns mord und reicher blüht was blüht«: Ernst Kantorowicz spricht am 14. November 1933 über das »Geheime Deutschland«, in: Benson, Robert L.; Fried, Johannes, (Hgg.), Ernst Kantorowicz: Erträge der Doppeltagung, Institute for Advanced Study, Princeton, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt, Frankfurter historische Abhandlungen, Bd. 39, Stuttgart 1997, S. 57-76.

HARPPRECHT, KLAUS, Die Gräfin: Marion Dönhoff: Eine Biographie, Reinbek 2008.

JANBEN, KARL-HEINZ; KUENHEIM, HAUG VON; SOMMER, THEO, Die Zeit: Geschichte einer Wochenzeitung 1946 bis heute, München 2006.

KARLAUF, THOMAS, Stefan George: Die Entdeckung des Charisma, Frankfurt am Main 2007.

KROHN, CLAUS-DIETER u.a. (Hgg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, 2. Aufl., Darmstadt 1998.

LENGWILER, MARTIN, Der lange Schatten der Historischen Schule: Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel, aus: http://www.unigeschichte.unibas.ch/cms/upload/FaecherUndFakultaeten/Dowloads/Lengwiler_Entwicklung_Wirtschaftswissenschaften.pdf, Stand: 20. 9. 2010.

METZLER-BUDDENBERG, INGRID, Verzeichnis des schriftlichen Nachlasses von Edgar Salin, Basel 1984.

RAULFF, ULRICH, Kreis ohne Meister: Stefan Georges Nachleben, München 2009.

RIEDEL, MANFRED, Geheimes Deutschland: Stefan George und die Brüder Stauffenberg, Köln; Weimar; Wien 2006.

SCHÖNHÄRL, KORINNA, Wissen und Visionen: Theorie und Politik der Ökonomen im Stefan George-Kreis, Wissenskultur und Gesellschaftlicher Wandel, hg. vom Forschungskolleg 435 der Deutschen Forschungsgemeinschaft »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel«, Bd. 35, Berlin 2009.

VENCATO, MARCO OTTORINO, Marion Dönhoff, die Universität Basel und Europa: Sonderausstellung im Museum Kleines Klingental 20.11.-13.12.2009: Vernissage-Ansprache des Ausstellungskurators, in: Jahresbericht Stiftung pro Klingentalmuseum, Basel 2009, S. 50-55.